

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Horst R. Flachsmeier

Ulrich Zwingli

Politiker und Reformator



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Ulrich Zwingli

(1484—1531)

Das ist das Große an der Lebensgeschichte dieses Mannes, daß darin die führende Hand und das gnädige Walten des gegenwärtigen Gottes zu spüren sind. Gott selbst berief den jungen Priester aus der Einsamkeit seiner Bergheimat in die große Stadt Zürich, um ihn dort zu dem mutigen Verkünder des evangelischen Glaubens werden zu lassen. Es war kein einfacher Weg, ehe Zwingli zum Reformator der Schweiz wurde; erst nach vielen inneren Kämpfen und schweren Krankheitsnöten fand er den gnädigen Gott, dem er fortan allein dienen wollte. Mit seinem urwüchsigen Temperament, gepaart mit einer echten Gelehrtennatur, verfolgte er emsig das Ziel, das er sich gesteckt hatte: dem Evangelium zum vollen Sieg zu verhelfen. Dabei wagte er sich bis in die hohe Politik hinein. Aber auch auf die naheliegenden Dinge war er bedacht, wie die Versorgung der Armen und Kranken, die Beseitigung der Leibeigenschaft der Bauern und die Aufhebung des Klosterwesens. Im Mittelpunkt seines Lebens aber stand die Heilige Schrift, als deren Lehrer und Prediger er sich wußte. Das Wort Gottes wurde besonders dann zu seiner Stärke, als Schwarmgeister, Bilderstürmer und Wiedertäufer das Evangelium zu verzerren drohten und sich zu seinen Feinden erklärten. Doch unerschrocken wie ein Martin Luther, mit dem Zwingli in Marburg über die rechte Abendmahlslehre diskutierte, focht der Leutpriester am Großmünster zu Zürich seinen Glaubenskampf, um schließlich für eben diesen Glauben sein Leben auf dem Schlachtfeld zu verlieren. — Ein überaus reiches und interessantes Leben, wie es uns in der Kirchengeschichte nicht oft begegnet.

**Band 143 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“**

Ulrich Zwingli

Politiker und Reformator

Von

Horst R. Flachsmeier



BRUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

© 1960 by Brunnen-Verlag Gießen
Printed in Germany

Gesamtherstellung: Buchdruckerei H. Rathmann, Marburg a. d. L.

Dem Andenken meines Vaters
Karl Johann Flachsmeier

INHALTSVERZEICHNIS

Jugend und Rüstzeit	7
Vom Papsttum zum Evangelium	12
Die Reformation in Zürich	18
Wider Bilderstürmer und Täufer	27
Der christliche Politiker	37
Die Begegnung mit Luther	44
Der Feldherr und Feldprediger	52
Literaturverzeichnis	62

Jugend und Rüstzeit

Am Neujahrstag des Jahres 1484 wurde dem schweizerischen Ammann Huldrych Zwingli von Wildhaus ein Sohn geboren. Es war das dritte Kind und der dritte Sohn in dieser Ehe, und der Vater gab ihm seinen eigenen Namen: Huldrych oder, wie wir heute sagen würden, Ulrich. Bis auf den heutigen Tag ist uns das Geburtshaus Zwinglis erhalten geblieben. Es ist ein breites, festgefügtes Bauernhaus, das in jenem hochgelegenen, unmittelbar in die Alpenregion hineinragenden höchsten Dorf des Toggenburg inzwischen manchen Sturm überstanden hat. Zwingli selbst ist allezeit auf seine bäuerliche Herkunft stolz gewesen. „Ich bin ein Bauer, und zwar ein ganzer“, pflegte er gelegentlich von sich zu sagen, und man hat nicht ohne Ursache von seiner ursprünglichen, gesunden Bauernschlauheit gesprochen.

Es war diese weite, bergige Landschaft, die in ihrer Himmelsnähe den jungen Knaben formte und ihm das Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit schenkte, ihn andererseits aber in die Gottesnähe führte, wie uns schon Zwinglis erster Biograph und Freund, Oswald Myconius, zu berichten weiß.

Wieviel Kinder im Hause des Ammann geboren wurden, wissen wir nicht ganz genau zu sagen. Fest steht jedoch, daß bei der Zwingli-Familie für mehr als ein Dutzend Jahre die Wiege niemals leer stand. Acht Brüder werden uns namentlich genannt, von denen Ulrich der dritte in der Reihe war, und wir wissen von zwei, vielleicht auch drei Schwestern, deren Namen wir aber nicht kennen, mit denen er aufwuchs. Die Eltern scheinen verhältnismäßig früh gestorben zu sein; denn die letzte Nachricht vom Vater haben wir aus dem Jahre 1513, und nach 1519 wird in den Briefen der Geschwister an den in der Fremde weilenden Bruder die Mutter auch nicht mehr erwähnt, so daß auch sie inzwischen gestorben sein muß.

So haben beide Eltern nicht mehr erfahren, welch eine

große Aufgabe Gott ihrem Sohn als Reformator der Christenheit in der Schweiz übertragen wollte.

Wir wissen nicht sonderlich viel von der Erziehung und dem Leben im Hause des Gemeindeammanns Zwingli; denn darüber geben uns die frühen Quellen nur sehr wenig Auskunft. Wir wissen jedoch, daß dort weder große Armut noch Reichtum herrschten, und daß man bei aller Mühsal und Arbeit doch auch noch Zeit fand, um im traulichen Familienkreise zusammensitzen, um Geschichten zu hören. Vor allem die Großmutter war es dann, die den Kindern vor dem Schlafengehen noch irgendeine Legende erzählen mußte. Da das Ammannhaus für die vielen Kinder nicht genug Raum besaß, mußten mehrere Kinder zusammenschlafen. Daran mag Zwingli gedacht haben, wenn er uns in späteren Jahren aus seiner Kindheit berichtet: „Meine Großmutter hat mir oft eine Fabel erzählt, wie Petrus und unser Herrgott miteinander gewandelt haben, und habe Petrus allezeit vorne im Bett und habe der Herrgott hinten gelegen; kam dann der Hausherr alle Morgen und rupft den vorderen beim Haar und weckt ihn auf.“ Geradeso mag es auch bei der Kinderschar im Zwingli-Haus gewesen sein. Wie groß aber die Frömmigkeit daheim, und wie das tägliche Leben im katholischen Glauben ausgerichtet war, zeigt uns Zwinglis spätere Bemerkung, in der er seinen Eltern dankt, daß sie ihn „von Kindesbeinen an gelehrt hätten, seine Armut und Übel fröhlich zu tragen, wie Christus mit seiner reinen Mutter sie getragen hätte“. Aber auch davon wissen wir, daß der kleine Ulrich schon in seiner frühesten Jugend in den Geschichten und Heldentaten der Schweizer Heimat Unterricht bekam, um bald darauf selber ein begeisterter und brennender Eidgenosse zu werden.

Wichtig wurde für Ulrich Zwingli vor allem das Jahr 1489; denn in diesem Jahr kam er zu seinem Onkel Bartholomäus Zwingli, der als Dekan und Pfarrer in Wesen, einem kleinen Ort am untern Ende des Walen-

sees, amtierte. Nicht nur, daß dieser geistliche Herr Ulrichs erster Lehrmeister wurde, sondern er ließ seinen sechsjährigen Neffen auch von dem dortigen Schullehrer in den Anfangsgründen der Wissenschaften unterrichten. Aber wichtiger als alles Erlernbare wurde für den jungen Knaben — wie weiland Samuel bei Eli — doch wohl die Tatsache, bei einem Priester des Herrn und in der Nähe des Hauses Gottes wohnen zu dürfen. Vielleicht empfing er hier auch den ersten Impuls zu dem späteren Entschluß, selber einmal Geistlicher zu werden. Gleich Ulrich entschlossen sich später noch zwei seiner Brüder dazu, der Berufung in das geistliche Amt zu folgen. Wenn wir der Überlieferung recht trauen können, so nahmen auch die beiden Schwestern zunächst den Schleier und wurden Nonnen im Toggenburger Kloster Pfanneregg, bis sie die Reformation aus diesem Stand befreite und sie später zu Ehefrauen angesehenen Männer wurden. Ganz gewiß ein Beispiel dafür, daß die häusliche Erziehung und der frühe Umgang mit rechten Vorbildern im christlichen Haus und christlichen Unterricht nicht vergeblich blieben.

Vier Jahre später, mit dreizehn Jahren, verließ Ulrich Zwingli seine engere Heimat und kam in die große Stadt Basel zu dem dortigen Schulmeister Gregorius Bünzli, einem noch jungen, aber gelehrten Mann, der selber aus Wesen stammte und dem Onkel Zwinglis wohlbekannt war. Dort lernte Ulrich vor allem Latein und wurde in der philosophischen Disziplin und in der Logik und Dialektik unterrichtet. Ein Fach aber machte ihm mehr Freude als alle anderen. Das war der Unterricht in der Musik. Wir wissen, daß Zwingli außergewöhnlich musikalisch begabt gewesen ist, und in Bescheidenheit berichtet er uns später darüber, daß er gut ein Dutzend Musikinstrumente zu spielen verstanden habe. Auch übte er sich selber in kleinen musikalischen Kompositionen, und seine Lieder, die er nicht nur gedichtet, sondern auch vertont hat, sind uns bis auf den heutigen Tag überliefert.

Von Basel führte der Weg des dreizehnjährigen Ulrich

nach Bern zu dem humanistischen Gelehrten Heinrich Wölflin, genannt Lupulus, der für seine Zeit der gelehrteste Mann in der Schweiz gewesen sein soll. Diese Zeit in Bern wurde für den jungen Knaben fast zum Verhängnis; denn die Dominikanermönche waren auf seine musikalische Begabung und schöne Singstimme aufmerksam geworden und wollten ihn unbedingt für das Kloster gewinnen. Vielleicht hatte Ulrich Zwingli schon als Novize bei ihnen im Kloster Einlaß gefunden, und er scheint entschlossen gewesen zu sein, ihrem Wunsch zu folgen. Als jedoch der Vater und der Onkel diese Neuigkeit vernahmen, entführten sie den angehenden Studenten schleunigst aus Bern und schickten ihn zum Wintersemester 1498 auf die Universität nach Wien.

Erst vierzehn Jahre alt war Ulrich Zwingli, als er sich in der ehrwürdigen Universität Wien feierlich immatrikulieren ließ. Über diesem Studium in Wien liegt ein Schleier der Undurchsichtigkeit; denn hinter dem Namen „Udalricus Zwinglij de Glaris“ steht das Wörtlein „exclusus“ — ausgeschlossen! Wer diesen Zusatz gemacht hat, und aus welchen Gründen es geschah, wissen wir nicht; doch dürfen wir dann zum Sommersemester 1500 in der Matrikel zum zweiten Mal den Namen „Udalricus Zwingling de Liechtensteig“ eingetragen finden. Kein Zweifel, es ist der gleiche Ulrich Zwingli, auf den sich dieser Name bezieht. Ob ein allzu fröhlicher Studentenschreck diesen einmaligen Ausschluß bewirkte, oder ob ein späterer katholischer Fanatiker den Namen des in seinen Augen verhaßten Ketzers aus dem ehrwürdigen Matrikelbuch tilgen wollte, können wir nicht mit Gewißheit sagen. Fest steht jedoch, daß Zwingli 1498 und 1500 Student in Wien gewesen ist. Ob er als Student zwischendurch kurze Zeit in Paris oder Tübingen gewelt hat, wie es uns in einigen Quellen gesagt wird, entzieht sich unserer genauen Kenntnis.

Erst nachdem Zwingli wieder in seine schweizerische Heimat zurückkehrte, und zwar im Jahre 1502 nach Basel,

ist es uns möglich, sein weiteres Werden mühelos zu verfolgen. Jetzt ist er nicht mehr der unerfahrene Junge, der aus seiner bergigen, freien Heimat in die große und verführerische Stadt kommt, sondern er ist inzwischen auch als Student gereift und beginnt intensiv zu arbeiten. Zwei Jahre später, im Herbst 1504, erwirbt er in der philosophischen Fakultät den Grad eines „Baccalaureus“, und kaum zwei Jahre später, im Frühjahr 1506, promoviert er zum „Magister der Freien Künste“. Damit war das eigentliche philosophische Studium beendet.

Zwingli war in diesen Jahren jedoch nicht nur der Lernende gewesen, sondern er hatte an der Kirche St. Peter eine Pfründe inne und war zugleich auch Schulmeister an St. Martin. Genaue Daten dafür sind uns jedoch nicht angegeben.

Wir nehmen an, daß es Zwinglis Absicht war, sich nun mit aller Kraft dem Studium der Theologie zuzuwenden. Aber es kam anders. In der Kirchengemeinde zu Glarus war der Pfarrherr gestorben. Als seinen Nachfolger wählte man als Leutpriester den jungen – Ulrich Zwingli. Zweiundzwanzig Jahre zählte der junge Baccalaureus und Magister, als man dieses große und schwere Amt der Gemeindeseelsorge auf seine solcher Last noch ungewohnten Schultern legte. Ohne Zweifel hatte auch hier wiederum der vorausschauende und kluge, in der Nachbarschaft wohnende Onkel seine waltende Hand im Spiel; denn wie wäre Zwingli sonst Kandidat geworden, da er ja bisher weder einmal gepredigt, noch bisher die Priesterweihe erhalten hatte? Freilich, Zwingli mußte zu dieser Zeit bereits erfahren, daß nicht immer nur das geistliche Verlangen, Gott zu dienen, ausschlaggebend war, wenn sich jemand um eine Gemeinde bewarb. Ein anderer Bewerber aus Zürich, der schon zwei Pfründen besaß, war darum bemüht, auch noch diese dritte Beute einzuheimen. So wandte er sich persönlich an Rom und ließ sich von allerhöchster Stelle aus diese neue Pfründe zusprechen. Dies hinderte ihn jedoch nicht daran, dann an-

schließlich als „Pfründenschacherer“ für mehr als hundert Gulden diese Gemeinde Zwingli zu überlassen, der dann seinerseits späterhin seine Rechte in Basel aufgab, um sich ganz der neuen Gemeinde zu widmen. Der Bischof von Konstanz bestätigte die Wahl und weihte Zwingli zum Priester. Kurze Zeit darauf hielt dieser in Rapperswil seine erste Predigt, und am 29. September 1506, dem Michaelisfest, zelebrierte er dann in der Kirche seines Heimatdorfes in Wildhaus die Primiz, seine erste Messe, wobei er mit den Seinen diesen Tag feierlich beging, der im Leben eines katholischen Priesters ein besonderer Gedenktag ist. Noch am Ende des Jahres 1506 nahm er die Arbeit in seiner neuen Glarner Gemeinde auf. So hatte Ulrich Zwingli endlich aus all den Fährlichkeiten der frühen Jugend und ihrer Unsicherheit den rechten Weg gefunden: den Weg und die Berufung zum geistlichen Amt.

Vom Papsttum zum Evangelium

Wir können es gar nicht hoch genug einschätzen, daß Ulrich Zwingli, bevor er der große evangelische Reformator der Schweiz wurde, zunächst einmal von ganzem Herzen katholischer Priester gewesen ist. So lernte er von Anfang an nicht nur die Schattenseiten im Leben eines katholischen Priesters kennen, sondern auch die Freuden; denn der nun gewählte Weg nach Glarus führte ihn in einen „herrlichen, wohlerbauten und stattlichen Fleck“. Ihm als dem Leutpriester waren noch drei oder vier Kapläne zugeteilt, die für die Bedienung der Nebenaltäre in der Hauptkirche sowie für die Michaeliskapelle auf dem Burghügel und drei weitere Nebengemeinden zu sorgen hatten. Er selber aber trug die große Verantwortung für die ihm anvertrauten Seelen vor Gott und seiner Gemeinde. „Alle meine Tage“, bezeugte Zwingli später, „solange ich Priester gewesen bin, habe ich mich vor meinem Amt gefürchtet. So jung bin ich nicht gewesen,

daß mich das Wächteramt nicht ungleich mehr in meinem Gewissen geängstet als erfreut hätte, weil ich weiß, daß das Blut der Schäflein, die aus meiner Nachlässigkeit umkommen, von meiner Hand gefordert wird.“

Zwinglis Tun und Verhalten läßt uns in dieser Zeit noch in keiner Weise an den späteren evangelischen Reformator denken; denn er ist jetzt von ganzem Herzen katholisch und lebt auch als Priester in den Bräuchen seiner Zeit. So besaß die Kirche zu Glarus sorgsam gehütete und verehrte Reliquien, die das Kirchengebäude heiligen und die Gläubigen zur Andacht führen sollten, ohne daß Zwingli zunächst etwas dagegen einzuwenden gehabt hätte. Darunter befanden sich beispielsweise ein Stücklein der Säule, an welcher der Heiland gegeißelt worden sein sollte, ein Stück von der Krippe, in der das Christuskindlein gelegen habe, Knochen von den Kindlein zu Bethlehem, die Herodes töten ließ, daneben Überreste von den elftausend Jungfrauen, die in Köln um ihres Glaubens willen sterben mußten. Noch vieles andere war in dieser Kirche zu finden, vor allem auch Dinge, die die eifrigen Kirchgänger an ihre engere Heimat und die tapferen Taten ihrer Väter und Brüder erinnern sollten. Der junge Pfarrherr Zwingli fand diesen Zustand zunächst völlig in der Ordnung, und wir wissen, daß er auch theologisch an der Lehre seiner Kirche zunächst keinen Anstoß nahm. Als unter Papst Julius II. der dem Altar des heiligen Kreuzes gewährte Ablass reichlicher zusammenkam, konnte 1510 eine Kapelle des heiligen Kreuzes an die Kirche in Glarus angebaut werden, „dero der damalige Pfarrer Magister Ulrich Zwingli selbst Baumeister gewesen“. 1512 wandte sich Zwingli als Wortführer eines Gremiums schriftlich an den Papst, um nach Art der Ablassprivilegien die freie Wahl eines Beichtvaters vorzuschlagen und durchzusetzen, der selbst Vollmacht zur Sündenvergebung habe. Auch um einen besonderen Ablass für seine und die benachbarten Kirchen bat der angehende Reformator Zwingli den Papst in Rom; des

weiteren bat er um die Erlaubnis, einen tragbaren Altar anschaffen zu dürfen, an dem an jedem beliebigen Ort die heilige Messe, Kommunion und Predigt zelebriert und gehalten werden könne. Mehr noch: am Peter-und-Pauls-Tag des Jahres 1516 ließ Zwingli in einer Wetterprozession die geweihte Hostie um die Kirche herumführen; denn man dachte an die kommende Ernte und fürchtete, daß das schlechte Wetter großen Schaden verursachen könnte. „Da wurde auf einmal schön Wetter, da es zuvor nicht schönen wollte.“

Neben seiner pfarramtlichen Tätigkeit fand Zwingli auch noch Zeit zum Musizieren und zur Geselligkeit, soweit dies einem Pfarrherrn möglich war. Dennoch lebte er in einer gewissen geistigen Einsamkeit. Daher erneuerte er nun seine Beziehungen zu seinen früheren Freunden, und die Briefe, die ihren Weg nach Glarus fanden, von denen uns aus dieser Zeit jedoch kaum mehr als zwanzig erhalten geblieben sind, zeigen uns den gelehrten jungen Zwingli, der nicht nur in materiellen Wünschen und Vorstellungen aufgegangen ist, sondern der auf philosophische Weise nach Wahrheit fragt. In dieser Zeit wird in ihm auch wieder der Gedanke des Humanismus lebendig, der ihn schon als Student in Basel gefangen nahm. Allen voran der große Erasmus von Rotterdam war es, der den jungen humanistischen Freunden als Vorbild galt und sie auf die Antike mit ihren geistigen Schätzen aufmerksam machte. Um dieser philosophischen Gedankenwelt noch näher zu kommen, vertiefte sich Zwingli seit dem Jahre 1516 gründlich in die alten Sprachen. Doch nicht nur die griechischen Philosophen wollte er studieren, sondern da durch Erasmus von Rotterdam im Jahre 1516 in Basel das Neue Testament in der griechischen und lateinischen Sprache erschienen war, vergrub er sich sehr bald zutiefst in diesen Text. „So fest habe ich Griechisch zu lernen beschlossen, daß mich außer Gott niemand davon abbringen kann.“ Das griechische Neue Testament und die griechischen Urväter wurden

ihm bald zu seiner liebsten Literatur. Aus dem Philosophen und Magister der Freien Künste wurde so allmählich der Theologe. Es war der große Erasmus von Rotterdam selbst, der Zwingli in der Anrede seiner Briefe dann den neuen Namen gab: „Erasmus von Rotterdam an Huldreich Zwingli, den gelehrten Philosophen und Theologen, den brüderlich geliebten Freund zu Glarus.“

Wer allerdings glaubte, daß der Pfarrer zu Glarus nun etwa zum Stubengelehrten geworden sei, der irrt. Mit brennendem Herzen wachte er nicht nur über das Seelenheil der ihm anvertrauten Gemeinde, sondern er war ebenso um sie in wirtschaftlicher, ja politischer Hinsicht besorgt. Selbst in fernsten Landen waren die Schweizer Mannen berühmt wegen ihrer Tapferkeit und Treue. Daher ist es nicht verwunderlich, daß fremde Herren und Landesfürsten sich um die Schweizer Mannen bewarben. So zog die junge Mannschaft oft aus, angeworben als Söldlinge, um die Kriege für fremde Herren und Prinzen zu führen. Gegen dieses „Reislaufen“ wandte sich Zwingli. Er erkannte, welch ein schwerer Schade hier den Menschen seiner Heimat zugefügt wurde. Nach alter Weise kleidete er sein Anliegen in die Gestalt von Fabeln, wobei die Tiere die Menschen in ihren Handlungen symbolisierten. Das erste derartige Gedicht Zwinglis erschien bereits im Jahre 1510, zuerst in lateinischer, dann in deutscher Sprache. In diesem Gedicht warben Kaiser und Papst als Leopard und Löwe um den stattlichen Ochsen, dessen Heimat die Schweiz war. Noch andere Tiere wurden genannt. Zwingli selbst erschien in diesem Gedicht in doppelter Gestalt, um die Wahrheit zu verkündigen, die ihm am Herzen lag.

Seine Zeitgenossen verstanden dieses Gedicht wohl, doch neben einsichtsvollem Wohlwollen vor allem jener, die in der Fremde Väter, Söhne oder Brüder wußten, gab es auch andere, die dem jungen Pfarrer wegen dieses Gedichtes übelwollten, da sie ihre eigenen Einnahmen gefährdet sahen. Zwingli aber kannte den Krieg in seiner

ganzen Unerbittlichkeit aus eigener Anschauung. Als treuer Hirte war er wiederholt mit seinen Glarner Mannen in die Schlacht gezogen, hatte als Feldprediger 1512 den Zug über die Alpen mitgemacht und die Eroberung von Pavia miterlebt. Aber er kannte auch die Kehrseite des Sieges. 1515 war er Zeuge der verheerenden Niederlage von Marignano, wo zehntausend Mann auf dem Schlachtfeld blieben. Darum mahnte Zwingli seine Landsleute, die Fremde mit ihren Pensionen zu vergessen und der Heimat treu zu bleiben. „Trägt sie auch nicht Zimmt, Malvasier, Pomeranzen, Seide und derlei Weiberschleck, so bringt sie doch hervor Anken (Butter), Milch, Pferde, Schafe, Vieh, Landtuch, Wein und Korn im Überfluß.“

Doch lange währte die Tätigkeit Zwinglis in Glarus nicht mehr. Es war nicht bei diesem einzigen vaterländischen Gedicht geblieben, und bald traten gegen Zwingli Glarner Franzosenfreunde auf den Plan, die ihrem politisch denkenden Geistlichen feindselig gesonnen waren. Ihr Einfluß führte Zwingli 1516 zu dem Entschluß, sich für drei Jahre in das berühmte, ehrwürdige Kloster Einsiedeln beurlauben zu lassen, ohne daß er dabei jedoch aufhörte, Pfarrer von Glarus zu sein. Diese Versetzung erfolgte am 1. September 1516, also in dem gleichen entscheidenden Jahr, von dem Zwingli später behauptete, in ihm sei er zum evangelischen Prediger geworden. Dennoch hinderte ihn die neue Predigtweise nicht daran, den ihm vom Papst 1518 verliehenen Titel „Päpstlicher Akoluthenkaplan“ anzunehmen. Doch fortan stand für Zwingli weniger das Meßopfer als vielmehr die Bibel im Mittelpunkt des Gottesdienstes.

In einer Hinsicht wurde das Kloster Einsiedeln für Zwingli zum Segen. Nicht nur, daß er sich jetzt aller politischen Tätigkeit enthielt, sondern er fand jetzt noch mehr Muße zum Studium, so daß er sich rühmen konnte, in dieser Zeit „mit unablässigem Fleiß bei Tag und Nacht die griechischen und lateinischen Philosophen und Theo-

logen studiert“ zu haben. Auch schrieb er aus dem griechischen Testament, das ja 1516 in Basel erschienen war, den griechischen Text der paulinischen Briefe wörtlich ab, und um sich ganz in die Ursprache des Wortes Gottes vertiefen zu können, versah er diese Abschriften mit kurzen Kommentaren oder griechischen Sprachformen und Erläuterungen.

Aber noch war Zwingli in seiner Haltung und in seinem Denken katholisch. Zwar wandte er sich 1518 von der Kanzel aus gegen die in der benachbarten Landschaft auftretenden Ablaßprediger, doch war er nicht der einzige katholische Priester in der Schweiz, der seine Gemeinde vor den römischen Seelenhändlern schützen wollte. Noch ahnt man nicht, daß der fromme und eifrige Priester zu Einsiedeln von Gott ausersehen war, Reformator des kirchlichen Glaubens zu werden.

Wie nach emsiger Tätigkeit die Stille oft neue Erkenntnisse reifen läßt, die dann zu erneutem Handeln drängen, führte Zwinglis Weg von Glarus in das stille Kloster und von dort in das lebhaftere Treiben der Stadt Zürich. Man schrieb das Jahr 1518. In Zürich am Großmünster war die Stelle eines Leutpriesters frei geworden. Bei der Neuwahl dachte man auch an Ulrich Zwingli in Einsiedeln, dessen Name als Gelehrter wie als kirchlich und politisch rühriger Mann inzwischen einen guten Klang bekommen hatte. Zwingli hörte davon und sorgte dafür, daß er durch Empfehlungen in die engere Wahl geriet. Seine Aussichten waren nicht schlecht, diese Stelle wirklich zu erhalten. Allein, Wahlkommissionen und Chorherren entdeckten etwas Peinliches. Zwingli sollte sein priesterliches Keuschheitsgelübde gebrochen haben. Kaum jemand wußte etwas Genaues darum, niemand konnte ihm etwas beweisen. Was sollte also aus dieser Sache werden? In dieser schwierigen Situation wuchs Zwingli über sich selbst hinaus. Er leugnete seine Schuld nicht, sondern setzte sich hin und schrieb seinen berühmten „Beichtbrief“, in dem er unumwunden seine Schuld zugab, einmal als Christ ge-

fehlt zu haben. Hier steht der reuige Mensch, der Sünder und Priester zugleich ist, der um die Not und Anfechtung weiß, aber auch die vergebende Gnade Gottes kennt. „Ich habe die Schuld längst Gott abgebeten.“ Ein so offenes Bekenntnis hatten nicht einmal seine Neider und Widersacher erwartet. Mehr als zwei Drittel aller Stimmen entschieden sich in der Wahl für Zwingli, und nur vierzehn Tage nach diesem „Beichtbrief“ konnte er sein Amt in Glarus, das er während der Zeit in Einsiedeln beibehalten hatte, endgültig abgeben, um nach Zürich an das Großmünster überzusiedeln.

Noch war Zwingli römischer Priester und diente der katholischen Kirche, doch innerlich hatte sich bei ihm eine Wandlung vollzogen. Fortan diente er nicht mehr allein dem Papst und der Tradition, sondern in seinem Bibelstudium und Umgang mit dem Wort Gottes war ihm etwas Neues groß und wichtig geworden: das Evangelium.

Die Reformation in Zürich

An seinem Geburtstag, Neujahr 1519, betrat der nun fünfunddreißig Jahre alte Ulrich Zwingli ehrfurchtsvoll zum ersten Mal die Kanzel des gewaltigen Großmünsters in Zürich. Als ahnte der Prediger, daß ihm nur noch zwölf Jahre der Wirksamkeit auf Erden beschieden waren, verkündete er der erstaunt aufhorchenden Gemeinde, daß er sich hinfort nicht mehr an die von der Kirche vorgeschriebenen Perikopen halten werde, sondern statt dessen das Matthäus-Evangelium von Anfang bis zu Ende durchzupredigen beabsichtige. Gleich am folgenden Tag begann er, seinen Plan in die Tat umzusetzen.

Zwar läßt das erste Kapitel des Matthäus-Evangeliums nicht viel Möglichkeiten der evangelischen Botschaft zu, doch legte Zwingli seinen Hörern aus, wie es sich mit dem Stammbaum unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi verhalte. Nachdem das ganze Evangelium durch

Zwingli der Gemeinde verdeutlicht worden war, folgte dann anschließend die Apostelgeschichte, „damit die Zürcher Kirche sähe, wie und durch wen das Evangelium gepflanzt und ausgebreitet sei“. So fuhr Zwingli fort, die neutestamentlichen Schriften seiner Gemeinde auszulegen, bis er im Jahre 1525 das ganze Neue Testament bewältigt hatte, um sich nun — aber erst jetzt! — nach dem Neuen Testament mit seiner evangelischen Botschaft der Auslegung des ersten Buches Mose zuzuwenden. Nicht mehr die Messe mit ihrem Meßopfer war fortan für Zwingli der Mittelpunkt des alltäglichen Gottesdienstes, sondern das Wort Gottes mit seiner frohen und seligmachenden Botschaft. Was Wunder, daß vor allem gleich zu Anfang seiner Wirksamkeit in Zürich etliche Chorherren unwillig wurden und gegen den neuen Leutpriester am Großmünster Argwohn schöpften!

Was Zwingli in seiner Predigtweise vor allem auszeichnete, war seine Art, auch auf der Kanzel volkstümlich zu reden. Er war mit einer wohlklingenden Stimme begabt, doch reichte ihr Klang nicht sehr weit, und es heißt, daß schon die Hörer der der Kanzel benachbarten Bänke Schwierigkeiten gehabt hätten, den Prediger voll und ganz zu verstehen. Dennoch zog Zwingli viele Hörer in seinen Gottesdienst; denn in der Art, wie er predigte, unterschied er sich von vielen seiner Amtsbrüder. Nicht nur, daß seine Predigten für jeden verständlich und frei von gekünstelter frommer Rhetorik waren, sondern er brachte neben der Auslegung der Heiligen Schrift auch noch die Tagesfragen zur Sprache. So lobte, tadelte oder verurteilte er von der Kanzel herab, wenn ihm etwas Ungebührliches aus den Zunftstuben und anderen Ständen zu Ohren gebracht worden war, oder er wettete offen gegen irgendwelche Mißstände in den Klöstern, über deren Insassen der Leutpriester nicht immer die allerbeste Meinung hatte. Stellten ihn seine eigenen Chorherren dann nach einem solchen Gottesdienst zur Rede, ob er in seiner geistlichen Vollmacht als Prediger nicht ein wenig

zu weit ginge, dann gerieten sie bei Zwingli an den un-
rechten Mann. „Wenn der Prophet in der Gemeinde die
Wahrheit nicht sagen darf, so stelle man einen Spielmann
mit der Pflöcke oder der Laute hin; daß hören wir alle
gern und wird Niemand erzürnet.“

Aber noch etwas anderes muß erwähnt werden, wenn
wir Zwingli in seiner neuen biblischen Predigtweise ganz
verstehen wollen. Dies ist seine erste Begegnung mit den
Schriften Martin Luthers. Zum ersten Mal begegnet uns
Luthers Name in Zwinglis Briefen am Ende des Jahres
1518; denn es waren über Basel Schriften des deutschen
Reformators auch nach Zürich gelangt, die Zwinglis Herz
höher schlagen ließen. Das, was Luther da schrieb, war
ihm aus dem Herzen gesprochen, und es war niemand
anders als Zwingli, der in Luther den kommenden „Elias“
sah, der die Wiederkunft des Herrn vorbereiten würde.
„Ein Mensch, der wahrhaft Christi Bild wiedergibt!“ So
sehr war Zwingli von der Wahrheit der neuen Lehre in
Luthers Schriften überzeugt, daß er sich selber für die
Verbreitung von Luthers Traktaten und Büchern in der
Schweiz einsetzte.

Entscheidend für seine eigene Stellung zum Papst
wurde ihm Luthers mutiges Vorgehen während der Leip-
ziger Disputation von 1519, wo dieser kühn vor aller
Welt die Behauptung wagte, Christus habe nicht das be-
stehende Papsttum gestiftet, wie es auf katholischer Seite
gelehrt wurde. Nicht nur der Papst, sondern auch ganze
Konzilien könnten irren. Unfehlbar für alle Zeiten sei
allein die Heilige Schrift.

So wurde Martin Luther in diesem Stück zum geist-
lichen Führer Ulrich Zwinglis. Ist es da verwunderlich,
daß wir von dieser Zeit an in Zwinglis Predigten immer
mehr das Wort von der Buße und Vergebung um Christi
willen finden? Dennoch wehrte er sich dagegen, ein
„Lutheraner“ genannt zu werden; denn den Weg, den
er ging, wollte er ganz allein gehen. Seine geist-
liche Erneuerung und das Wiederentdecken der Heiligen

Schrift war ihm nicht durch Luther geschenkt worden, sondern geht auf eine frühere Zeit zurück, auf eigenes Sinnen und Meditieren. Noch 1522 muß Zwingli sich dagegen wehren, in Bausch und Bogen verketzert zu werden. „Also will ich nicht, daß mich die Pöpstler lutherisch nennen; denn ich die Lehre Christi nicht vom Luther gelernt hab, sondern aus dem Selbstwort Gottes. Ich will keinen Namen tragen denn den meines Hauptmanns Christi.“ Nicht gegen Luther wendet sich Zwingli, sondern vielmehr dagegen, daß sein eigenes reformatorisches Werk in Zürich in Gefahr gerät, als ketzerisch verdammt zu werden.

Wenn bisher Zwinglis neue Art zu predigen von rein geistlichen Überlegungen ausging, so brachte ihn bald ein schwerwiegendes Erlebnis dazu, den Gott, den er verkündigte, als gnädigen Gott selbst zu erfahren. Im August 1519 kam die Pest nach Zürich, die große Geißel Gottes, die auf ihrem Wege rheinaufwärts über Basel und Schaffhausen schon viele Menschen dahingerafft hatte. Zwingli selbst hätte sein Leben und seine Gesundheit retten können; denn er weilte gerade außerhalb der Stadt, als die Pest die ersten Opfer in Zürich forderte. Doch in dem Augenblick, da er von dem großen Sterben hörte, das die Pest in seiner Stadt hervorrief, da eilte der Leutpriester schnurstracks zu den bedrängten Seelen seiner Gemeinde, und mit Wort und Tat half er ihnen und linderte die Not, soweit ihm dies möglich war. So groß war jedoch sein unermüdlicher Einsatz, daß seine eigene Gesundheit gefährdet wurde. Nur wenige Wochen später, im September des Jahres 1519, wurde er selber von der Pest befallen, so daß er lange zwischen Zweifel und Hoffnung „in sorklichen todsnöten“ lag. Um ihn herum starben in Stadt und Land mehr als 50 000 Menschen zu dieser Zeit. Zürich selbst verlor 2 500 seiner 9 000 Einwohner. Wie sollte Zwingli da dem Wüten des Todes entkommen? Tatsächlich gelangte die voreilige Nachricht nach Basel und Konstanz, Zwingli sei seiner schweren Krankheit er-

legen. Doch Gott hatte es in seinem Ratschluß anders bedacht und — ob wir es sagen dürfen? — das Gebet seines Knechtes erhört. Anfang November hatte Zwingli den schwersten Teil seiner Krankheit überstanden, auch wenn sein Leib noch von Pestwunden bedeckt war. Zwar plagte ihn noch immer Müdigkeit, und das Gedächtnis wollte nicht mehr in alter Frische arbeiten, doch das Leben und der Glaube hatten über Krankheit und Tod den Sieg davongetragen. Wie sehr dieses Pesterlebnis Zwingli in seiner Frömmigkeit vertiefte, ersehen wir aus seinem Pestlied, das aus drei Abschnitten besteht und am Anfang der Krankheit mit den Worten beginnt:

Hilf, Herr Gott, hilf
in dieser Not!
Ich mein', der Tod
sei an der Tür.
Stand, Christe, für!
Denn du ihn überwunden hast.

Am Anfang des zweiten Abschnitts, inmitten der Krankheit, dagegen heißt es:

Tröst, Herr Gott, tröst,
die Krankheit wächst!
Weh und Angst faßt
meine Seel' und Leib.
Darum nah dich zu mir,
einiger Trost, mit Gnad'!

Während der Besserung kann aber Zwingli schon wieder fröhlich frohlocken:

Gesund, Herr Gott, gesund!
Ich mein', ich kehr'
schon wiederum her.
Ja, wenn dich dünkt,
der Sünden Funk'
wird nicht mehr beherrschen mich auf Erd'.

Zwar geht bei der Übertragung dieses Gedichtes, das Zwingli im Zürcher Dialekt des 16. Jahrhunderts geschrieben hat, die eigentliche Schönheit und das Versmaß verloren, doch spürt man hier dennoch deutlich, daß diese Verse nicht nur aus Freude am Dichten entstanden sind, sondern es geht hier um die Todesnot eines Menschen, der eine echte Glaubenserfahrung mit seinem Gott gemacht hat. So ist dieses Gedicht eigentlich mehr ein Bitt- oder Bußsalm oder ein Gebet zu nennen.

Man hat dieses Pesterlebnis die eigentliche Bekehrung Zwinglis genannt und dabei an das Turmerlebnis Martin Luthers oder die Bekehrung John Wesleys erinnert. Wir können darüber kein abschließendes Urteil geben. Fest steht jedoch, daß Zwingli nach dieser erfahrenen Todesnähe von 1519 noch gläubiger predigte und noch mehr seines persönlichen Heils in Gott gewiß war. Wie schwer ihn die Krankheit befallen hatte, zeigt uns die Tatsache, daß er hinterher noch etliche Zeit unter den Folgen der Pest leiden mußte, „so daß ich zuweilen beim Predigen den Faden verliere und es mir schließlich wie einem Ohnmächtigen fast an allen Gliedern schwach wird. Doch wird der höchste, beste Gott dann auch dem ein Ende machen.“

Ein Jahr später, im Herbst 1520, wütete die Pest in Zürich aufs neue. Dieses Mal wurde Zwingli von einer Erkrankung verschont, doch sein eigener Bruder Andreas fiel der Seuche zum Opfer. Da wurde Zwingli noch einmal daran erinnert, wie es ihm hätte ergehen können. „Doch bin ich weit entfernt, mit Gott zu hadern; vielmehr stelle ich auch mich ihm zur Verfügung.“

Nach diesem Pesterlebnis erscheint uns Zwingli in seiner Handlungsweise entschlossener denn zuvor. Als 1521 die Tagsatzung zu Luzern dem König von Frankreich gestattete, im Kriegsfall bis zu 16000 Schweizer Mannen anzuwerben, da lehnte Zürich dieses Bündnis mit Frankreich ab. Niemand anders aber als Zwingli gab den Ausschlag für diese schwerwiegende Entscheidung. Hatte er doch schon als junger Geistlicher zu Glarus wider

das „Reislaufen“ gewettert und gepredigt. Nun aber war er durch die Heilige Schrift noch fester im Glauben geworden, daß es ein Unding sei, Fleisch und Blut für Geld zu verkaufen. „Es hat in Zürich keine andere Waffe die Soldkriege niedergelegt als das alleinige Wort Gottes.“ Aber nicht nur gegen den König von Frankreich, sondern auch gegen die Werbungen des Papstes und dessen Kardinäle wandte sich sein Zorn. „Sie tragen mit Recht rote Hüte und Mäntel; denn schüttelt man sie, so fallen Dukaten und Kronen heraus, und windet man sie, so rinnt deines Sohnes, Vaters, Bruders und Freundes Blut heraus.“ Kein Wunder, daß die römisch gesonnenen Vertreter der Kurie mit immer ernster werdender Miene das Treiben des Leutpriesters am Großmünster zu Zürich argwöhnisch verfolgten!

Bald jedoch kam der Augenblick, der ihnen Anlaß gab, gegen Zwingli vorzugehen. In der vorösterlichen Fastenzeit wurde das Fasten gebrochen, und das Schlimmste von allem: Zwingli selbst wurde in die Sache verwickelt. Zwar hatte er selber an der Fleischmahlzeit keinerlei Anteil gehabt, doch er war zugegen gewesen, als der Buchdrucker Froschauer einer kleinen Gesellschaft zwei Würste kochen und vorsetzen ließ. Und das in der Fastenzeit! Mehr noch: der Leutpriester Zwingli verteidigte dieses Tun in einer Predigt, und als der Bischof von Konstanz massiv gegen ihn vorzugehen drohte, gab er seine Predigt unter dem Titel „Von Erkiesen und Freiheit der Speisen“ in Druck. Damit predigte auch Zwingli die Freiheit eines Christenmenschen; denn es ging ihm hierbei weniger um die Frage, ob das Fleischessen in der Fastenzeit zu verbieten oder zu gestatten sei, als vielmehr darum, dem Anspruch der römischen Kurie mit ihren oft unhaltbaren Forderungen, die aber durch Geldzahlungen gelockert werden konnten, zu entgehen. So wurde seine erste reformatorische Schrift, völlig wider seinen Willen, eine Abhandlung über den rechtmäßigen Leibesgenuß. „Willst du fasten, so tue es; willst du gern das Fleisch nicht

lassen, so laß es nicht; laß aber mir dabei den Christenmenschen frei!“

Aber noch war es in Zürich nicht zur eigentlichen Reformation gekommen. Zwar gab es schon im ganzen Schweizer Land, nicht zuletzt auf Grund des reformatorischen Einflusses von Deutschland her, eine reformatorische Bewegung. Doch es fehlte dieser Bewegung die Kraft, alle Glaubensfragen und strittigen Probleme, die man zu lösen versuchte, einheitlich zu behandeln. Um daher endlich alle strittigen Fragen, die das Werk der Reformation betrafen, recht zu klären, lud Zwingli für den Anfang des Jahres 1523 zu einer Disputation nach Zürich ein. Beide Seiten, sowohl die römisch-katholische als auch die evangelisch-reformierte, sollten dabei zu Wort kommen. Für diese Zürcher Disputation arbeitete Zwingli selber Thesen aus, seine berühmten 67 Schlußreden, in denen sein eigener Glaube und seine Haltung zur Kirche und zur Heiligen Schrift ihren Niederschlag fanden. Der Rat von Zürich nahm sich dieser Disputation an und berief für den 29. Januar 1523 die gesamte Geistlichkeit des Landes nach Zürich. Auch der Bischof von Konstanz erhielt eine „Anzeige“, damit auch er oder sein Vertreter anwesend sein möchten. Nicht in Latein sollte geredet werden, sondern in schlichter deutscher Sprache, damit alles Volk entscheiden möge, wer denn nun recht habe.

Endlich kam der ersehnte Tag. Etwa sechshundert Mann bevölkerten den Ratssaal zu Zürich, um die neue Lehre zu diskutieren, anzunehmen oder abzulehnen. Zwar war der Bischof von Konstanz nicht persönlich erschienen, doch hatte er neben dem Generalvikar Farber und einigen wenigen Vertretern einen Sprecher geschickt. Nach der Begrüßung durch den Bürgermeister der Stadt erklärte dieser Sprecher freundlich, man sei eigentlich nicht gekommen, um mitzudiskutieren, sondern allein, um zu beobachten. Dennoch sei man bereit, so bald wie möglich alle Zwietracht beizulegen.

Da endlich erhielt Zwingli das Wort. Vor ihm lagen

drei Bibeln aufgeschlagen: das Wort Gottes in lateinischer, hebräischer und griechischer Sprache. Auch er dankte in freundlichen Worten dem Zürcher Rat für die Möglichkeit der Disputation und dankte weiterhin allen Delegierten für ihr Erscheinen. Danach versicherte er, er würde rückhaltlos allen Rede und Antwort stehen. „Nun wohl her in dem Namen Gottes, hier bin ich!“

Allein, da erhob sich auch schon der Generalvikar Farber von Konstanz, der durch seinen roten Doktorhut unter allen andern besonders auffiel, um „seinen guten Mitbruder“ Zwingli abermals daran zu erinnern, daß er „nicht als ein Fechter, sondern als ein Zuschauer, ja als friedlicher Schiedsrichter“ seines bischöflichen Herrn gesandt worden sei. Auch er hatte die Bibel in ihren drei Ursprachen mitgebracht, doch mußte er bald eingestehen, daß er weniger darin geschickt sei, sie auch in ihren Ursprachen zu lesen. Doch was mache es schon; denn über die Wahrheit der kirchlichen Lehre könne niemand allein anhand der Heiligen Schrift entscheiden, sondern theologische Fragen müßten den Universitäten überlassen bleiben. Freilich nicht Erfurt oder Wittenberg; denn da wäre der Luther zu sehr in der Nähe. Zudem sei doch ein allgemeines Konzil der deutschen Nationen in Jahresfrist geplant, das billig in Fragen des Glaubens und der Heiligen Schrift entscheiden könne.

Aber damit kam Doktor Farber bei Zwingli an den Unrechten. Warum lange auf ein Konzil warten, das sich wohl ohnehin als ein Luftschloß entpuppen würde, wenn hier nicht nur allein Gelehrte, sondern auch in der Heiligen Schrift unterwiesene Männer beieinandersäßen, die in der Kraft des Heiligen Geistes auch in Glaubensfragen das rechte Urteil fällen könnten? Als es nach diesen Worten still wurde, bat Zwingli noch einmal fast demütig „um der christlichen Liebe und Wahrheit willen“ und fragte, warum er als Ketzer und Übeltäter verkannt und verschrien sei. Doch niemand hatte den Mut, auch nicht

der Vertreter des Bischofs von Konstanz, offen gegen Zwingli ein Wort zu sagen.

Die Sitzung wurde noch lange fortgesetzt. Zwinglis Gegner blieben jedoch in der Defensive und wagten nicht, mutig gegen Zwingli aufzutreten. Zudem erwies es sich, daß sie in der Heiligen Schrift weniger gut bewandert waren als Zwingli. Die Forderung wurde erhoben, daß alles, was hier behauptet wurde, auch anhand der Heiligen Schrift belegt werden mußte. Dieser Forderung wollten sich die Römischen nicht ohne weiteres beugen.

So kam es endlich zu dem Resultat der Zürcher Disputation, daß der Rat von Zürich beschloß, „daß Meister Ulrich Zwingli fortfahren und hinfort wie bisher das heilige Evangelium und die rechte göttliche Schrift nach dem Geist Gottes, so gut er es vermag, verkünde“.

Damit aber vollzog Zürich unter seinem Leutpriester und Reformator Ulrich Zwingli den ersten Schritt in seiner Absage an Rom, um fortan Tür und Tor für das Evangelium zu öffnen.

Wider Bilderstürmer und Täufer

Es ist grundsätzlich leichter, in einer stürmischen Revolution das Alte zu zerstören und Forderungen nach neuen, besseren Verhältnissen zu stellen, als selber in mühseliger Kleinarbeit angesichts großer Widerstände althergebrachte Formen und Überlieferungen nach neuen Gesichtspunkten umzuwandeln. Vor diesen schweren Aufgaben stand Zwingli nach jenem denkwürdigen 29. Januar 1523, dem eigentlichen Reformationstag in Zürich. Da man in Zukunft weder den Bischof von Konstanz noch den Papst zu Rom in geistlichen Dingen als Autorität anerkannte, mußte man in Zürich selber eine Autorität finden, die, geleitet von der Heiligen Schrift, in geistlichen Dingen recht richten konnte.

So übernahm der Rat von Zürich anstelle der bischöf-

lichen Obrigkeit das gesamte Kirchenwesen und führte nach „der Schnur Christi“ alle die Reformen durch, die sich als notwendig erwiesen. Vor allem galt es, die Frage zu lösen, was aus den Mönchen und Nonnen in den Klöstern werden sollte.

Was die Klöster betraf, so war es Zwingli schon lange ein Dorn im Auge gewesen, daß viele der Mönche ein zuchtloses Leben in Müßiggang, Unwissenheit und Unbelehrbarkeit führten. Vor allem verdroß es Zwingli, daß sich diese Mönche auf Grund ihres geistlichen Gewandes als Diener Christi ausgaben. So sehr mißfiel Zwingli dieser Zustand, daß er schon früher offen wider diese Möncherei von der Kanzel des Großmünsters gepredigt hatte. Als damals die aufsässigen Mönche den Rat von Zürich gegen Zwingli auszuspüren versuchten, daß der Leutpriester sich aller Polemik wider sie enthalten möchte, da gab dieser keinen Augenblick seine Haltung gegen sie auf. „Ich bin in dieser Stadt Zürich Bischof und Pfarrer, und mir ist die Seelsorge anbefohlen. Ich habe dafür den Eid geleistet, und nicht die Mönche. Nicht sie sollen mich beaufsichtigen, sondern ich sie. Und wenn sie die Unwahrheit predigen, so will ich es widerfechten, und sollte ich auch auf ihren eigenen Kanzeln stehen und gegen sie reden müssen.“ Nicht der Reformator Zwingli führte hier eine so harte Sprache, sondern der Seelsorger, der aus eigener Erfahrung wußte, daß das geistliche Gewand noch nicht allein vor Sünde schützt.

Aber noch andere Probleme galt es neben der Frage der Klöster zu lösen, so vor allem das Problem der Ehelosigkeit der Priester. Mit am Anfang aller evangelischen Reformation steht die Frage der Aufhebung des Zölibats, das Verlangen der Priester, heiraten zu dürfen. Schon im Juli 1522 hatten sich zehn Priester, von denen einer Zwingli war, in einem Gesuch an den Bischof von Konstanz und die eidgenössischen Stände mit der Bitte gewandt, nicht mehr der Ehe entsagen zu müssen; denn das Wort Gottes habe sie in der Zwischenzeit gelehrt, daß ihr

jetziger Zustand nicht als Voraussetzung gelten müsse, das Priesteramt ausüben zu können. Fast kläglich klingt ihre Bitte in dem Brief: „Erbarmt euch über uns, eure treuen und gutwilligen Diener, und gewährt es uns, daß das, was vor Gott nicht Sünde ist, auch vor den Menschen nicht schändlich sei!“ Aber auch die Klosterfrauen, allen voran die Dominikanerinnen, wollten ihrer Verpflichtung ledig sein, „dieweil der Orden und die Kutte nicht selig machen“.

Auch noch ein anderes Problem machte große Schwierigkeiten. Was sollte mit den vielen Bildern werden, mit den Heiligenfiguren und Reliquien, die noch in den Kirchen zu finden waren, nachdem man sie zuvor jahrhundertelang in echter Volksfrömmigkeit verehrt hatte? Durfte man es wagen, über Nacht diesen Heiligenkult in Bildern und Statuen als heidnisch zu verdammen und die ehrwürdigen Gegenstände frommer Verehrung und Anbetung gar gewaltsam aus den Kirchen zu verbannen, wie etliche Eiferer der neuen evangelischen Lehre es forderten? Früher noch, als Zwingli selbst es erwartet hatte und in seinem Reformprogramm es als dringlich ansah, drängten extreme Kräfte aus dem Volk, in den Kirchen die „Götzen“, „Abgötzen“ und „Kilchgötzen“ abzuschaffen. Waren dies doch die offensichtlichsten Zeichen, die noch an den alten katholischen Glauben erinnerten. Ja, selbst Zwinglis treuer Mitkämpfer, der Leutpriester Leo Jud zu St. Peter, predigte von der Kanzel herab dem Volk und bewies ihnen aus der Heiligen Schrift, daß es nun wohl an der Zeit sei, alle Kirchengötzen verschwinden zu lassen. Nur kurze Zeit darauf fand man in der gleichen Kirche ein wüstes Bild vor. Über Nacht waren die Tafeln der Heiligenbilder zerbrochen und zerrissen worden. Das Ganze bildete ein wüstes Durcheinander und zeugte von jenem heiligen Zorn, der zuerst gepredigt und dann in die Tat umgesetzt worden war. Einer der nächtlichen Stürmer gab daraufhin an, es habe ihn schon lange gelüftet, „mit der Kerzenstange die Götzen von dem Altar hinunterzuschlagen“.

Nur wenige Tage später fand der gleiche nächtliche Spuk in Fraumünster statt. Die Öllampe mit dem ewigen Licht wurde herabgezerrt, das Öl verschüttet und die Lampe zerbrochen. Obendrein trieben die Eindringlinge mit dem Weihwasser ihren Spott. Am gleichen Abend geschah etwas Ähnliches in der Niklauskapelle. Nur im Großmünster regte sich nichts. Wir vermuten sicherlich richtig, wenn wir glauben, daß hier der Einfluß und das besondere Verhalten des Leutpriesters Zwingli allen Bilderstürmern den Mut nahmen, sich gewaltsam an das Werk zu machen.

Noch schlimmer als in der Stadt Zürich dagegen ging es auf dem Lande zu. Vor allem erregte die gewaltsame Beseitigung eines schweren, aber wertvollen und mächtigen Kruzifixus vor dem Oberdorftor Zürichs die Gemüter. Es hieß sogar, daß diese Tat mit dem Willen und Einverständnis etlicher Ratsherren geschehen sei. Zwar wurden alle Bilderstürmer kurzfristig inhaftiert und mit Strafen bedroht, doch nahm diese Maßnahme kaum jemand recht ernst, am allerwenigsten die erwischten Übeltäter. Wußte man doch, daß von allerhöchster Stelle aus ihr Vorgehen zwar nicht gutgeheißen, doch ihr Anliegen gebilligt wurde.

Um alle diese schwierigen Fragen zu klären und die Lösung der Probleme in Ordnung vor sich gehen zu lassen, lud Zwingli für die Zeit vom 26.—28. Oktober 1523 zu einem zweiten Religionsgespräch nach Zürich ein. Aber auch diese Gespräche und die daraus folgenden Entscheidungen wollte man nicht in kleinen Kreisen führen. So ergingen zugleich auch Einladungen an den Bischof von Konstanz und Chur, an die Eidgenossen, an alle Pröpste, Prälaten und alle Pfarrer und Vögte im ganzen Gebiet von Zürich. Niemand sollte den Zürchern vorwerfen dürfen, sie hätten ohne Rat und Verantwortung gehandelt. Nur eine Bedingung wurde gestellt: alle Beschlüsse mußten vor der Heiligen Schrift Neuen und Alten Testaments bestehen können.

Mehr als neunhundert Mann versammelten sich zum festgesetzten Zeitpunkt. Die eingeladenen Bischöfe waren nicht erschienen — wie hätte es auch anders sein können! —, doch es waren viele gelehrte Leute dabei, die imstande waren, ein gutes, unparteiisches Urteil in allen diesen Glaubens-, Ordens- und Kirchenfragen abzugeben. Noch etwas Neues begegnet uns an diesem Religionsgespräch. Zum ersten Mal wurde nicht lateinisch, sondern in deutscher Sprache miteinander geredet, damit jedermann verstehen konnte, was gesagt wurde.

Zwar wurde viel diskutiert, und es fehlte nicht an schroffen Gegensätzen, doch fand man sich immer wieder in dem Verlangen, in christlicher Weise bei den bevorstehenden Reformen der Messe, der Taufe, des Klosterwesens, der Priesterehe und der Kirchen- und Heiligenbilder vorzugehen. So wurde zu diesem Zweck eine eigene Kommission gebildet, die in Ruhe weiterdenken und in schonender Weise vorgehen sollte. Wie milde man dabei vorzugehen versuchte, zeigte sich allein darin, daß die erlauchte Versammlung am Ende des Gesprächs einmütig forderte, unverzüglich alle inhaftierten Bilderstürmer „um Gottes willen“ wieder freizulassen.

Langsam kam nun eine Ordnung in die äußere Form der Reformation in Zürich. Nacheinander wurden in den Kirchen die Bilder abgenommen. Waren sie von Privatpersonen gestiftet worden, dann kehrten sie in die Familien der Stifter zurück. Handelte es sich um Wandgemälde, dann wurden die Wände abgekratzt oder weiß überstrichen. Die Prozessionen, an deren Spitze Zwingli einst selbst geschritten war, wurden abgeschafft. War man doch alljährlich am Pfingstmontag mit mehr als eintausendfünfhundert Priestern, Mönchen und Bürgern von Zürich nach Einsiedeln zu dem dortigen Kloster gewallfahrt! Das alles sollte nun nicht mehr sein. Auch der Gemeindegesang und das Orgelspiel unterblieben von nun an im sonn- und werktäglichen Gottesdienst. Ach, wie mag dem musikfreudigen Zwingli dabei zumute gewesen sein, als

man die alten, schönen Orgeln aus den Kirchen herausmontierte oder sie der Zerstörung durch Motten und Rost überließ! Doch hatte das Werk der Reformation nun begonnen, dann mußte es auch konsequent zu Ende geführt werden.

Auch die Reliquien der Heiligen wurden aus den Kirchen entfernt, um „ehrlieh und stille vergraben“ oder an geweihter Stelle beigesetzt zu werden. Auch das Segnen und Weißen von Dingen, wie Salz, Wasser und Kerzen, fand nun nicht mehr statt. Die Sterbenden mußten fortan auf die letzte Ölung verzichten, das Totenglöcklein hörte auf zu schallen, und wenn ein drohendes Unwetter aufstieg, dann wurden dagegen nicht mehr die Glocken geläutet, um dieses Unwetter zu vertreiben, wie dies früher der Fall gewesen war.

Es waren noch viele andere Dinge, die abgeschafft wurden oder eine neue Regelung fanden. Auch die Klöster wurden aufgelöst oder fanden eine neue Verwendung. Doch kaum schien man einen großen Schritt weitergekommen zu sein, machten sich schon wieder neue Schwierigkeiten geltend. Hatte der Leutpriester vom Großmünster und Held der Reformation in Zürich nicht gelehrt, daß auch der einfachste Mann in der Lage sei, die Heilige Schrift zu lesen und recht zu begreifen? War das nicht Zwinglis Waffe gegenüber den Bischöfen gewesen, wenn er sagte, daß auch der Mann auf der Straße gleichwie sie geschickt sei, in Fragen der Kirchenlehre recht richten und entscheiden zu dürfen?

So fanden sich bald Leute, denen es nicht genug war, Gottes Wort in der Kirche zu hören, sondern sie lasen es daheim, und seltsam, je mehr sie über manche Dinge nachdachten, desto mehr gelangten sie zu eigenen Anschauungen. Vor allem die Frage der Taufe war es, die die Gemüter immer wieder beschäftigte. Nicht nur, daß Zwingli bald ein Kind in neuer Weise taufte, wobei die liturgischen Worte erstmalig in deutscher Sprache gesprochen wurden, sondern es fand sich schnell eine Gruppe

von Menschen, die aus der Heiligen Schrift belegen wollte, daß die Kindertaufe nichts gelte, sondern allein die Taufe der Erwachsenen. Aber nicht nur um die Tauffrage allein ging es diesen Leuten, sondern vielmehr darum, die in der Bibel gefundenen praktischen Forderungen in theoretischen Folgerungen zu erweitern. Wenn doch jedermann die Heilige Schrift recht verstehen könne, dann müßten eben alle Pfaffen totgeschlagen werden. Wenn schon arm und fromm identisch seien, dann dürfe es keine Reichen mehr geben, sondern alle Dinge müßten eben, wie in der neutestamentlichen Urgemeinde, gemein gehalten sein. Man fand sich in Bibelkreisen zusammen, um diese Theorien weiterzuspinnen, und seltsam: alles, was man sich wünschte, oder woran man Anstoß nahm, konnte man anhand der Heiligen Schrift belegen oder widerlegen.

So fanden sich bald Weltverbesserer, Schwarmgeister, Grübler, Sektierer und Wiedertäufer in einem engen Bunde zusammen. Wie aber sollte Zwingli wider sie bestehen? Er selber hatte ihnen doch die Vollmacht der Schriftauslegung zugebilligt. „Dieser Kampf ist mir größer geworden als jeder andere“, urteilte Zwingli später darüber, „alle früheren Kämpfe sind dagegen ein Kinderspiel gewesen.“ Das Schlimmste war es, daß unter diesen Schwärmern auch Männer waren, die einst Theologie studiert und, wie Wilhelm Rübli, Simon Stumpf und Johannes Broetli, als Landpfarrer tätig gewesen waren. Zu ihnen gesellte sich der hinkende Andreas Castelberger, der einst für Zwingli von Basel die neuen Bücher herbeischleppte, nun aber als „Laienprediger“ vor einem immer größer werdenden Kreis in Zürich den Römerbrief auslegte. Seltsamerweise fanden aber diese Auslegungen immer nur des Nachts statt.

Auch der Schwager Zwinglis, Konrad Grebel, gehörte zu diesem Kreis. Ja, selbst dieser Verwandte Zwinglis, der als Patriziersohn sich in Wien und Paris eine gute Bildung angeeignet hatte, verschmähte es nicht, sich mit

einfachen Handwerkern und ungebildeten Leuten zusammenzusetzen, um mit ihnen die Heilige Schrift zu studieren und in extremer Weise aus ihr Forderungen herauszulesen, die die hergebrachten Ordnungen umzustürzen drohten. Des weiteren ist Felix Manz zu nennen, der Sohn des Propstes am Großmünster-Stift, der gemeinsam mit Zwingli das Alte Testament in seiner hebräischen Ursprache gelesen und übersetzt hatte. Auch er versammelte in einer Bibelstunde im Hause seiner Mutter eine kleine Gemeinde um sich, um ihnen anhand des Wortes Gottes seine neuen Forderungen mitzuteilen. Die Bibel war ihr Mittelpunkt. Es war die Bibel, durch die sie der alten Ordnung absagten, um deretwillen sie die Heimat verließen, ins Gefängnis gingen oder gar den Tod durch den Scharfrichter erlitten. Ihnen gegenüber stand Zwingli, mit der gleichen Bibel in der Hand. Die Bibel war der Mittelpunkt seines Lebens geworden, und um auch dem Volk die Bibel näherzubringen, versammelte er später täglich außer freitags und sonntags im Sommer um sieben Uhr und im Winter um acht Uhr früh alle seine Pfarrer, Chorherren und Studenten im Chor des Großmünsters um sich, um ihnen in seiner „Prophezei“ die Heilige Schrift in rechter Weise auszulegen und zu erklären. Aber nicht nur für die kirchlichen Amtsleute sorgte er, daß sie die Bibel recht kennenlernten, sondern auch in gleicher Weise für das Kirchenvolk.

So hatte Zwingli in Zürich keinen leichten Stand. Wie viele seiner alten Freunde und gar eigenen Verwandten, die ihm am Anfang der Reformation behilflich gewesen waren, würden sich nun noch offen auf die Seite seiner Feinde stellen? „Sollte es dahin kommen, daß jeder Setzkopf, sobald ihm etwas Neues oder Seltsames in den Sinn kommt, von Stund an sich an eine Rotte hängt, so würden so viel Sekten entstehen, daß Christus in jeder Gemeinde in viele Stücke geteilt würde.“

Wichtiger als alle anderen Fragen wurde diesem Kreis aber die Frage nach der Taufe. Wenn eben nur noch die

Erwachsenentaufe zu gelten hatte, dann wollte man auch nicht mehr die Kinder taufen lassen. Ja, in Zollikon wurde sogar der Taufstein zerstört. Wohl versuchten die Täufer durch ihren Wortführer Grebel einzulenken und Zwingli zu einem Gelehrtengespräch zu bewegen, in dem man sich mit Argumenten begegnen und vergleichen konnte, doch die Obrigkeit bestimmte nach einem öffentlichen Rathausgespräch, daß innerhalb einer Woche alle bisher noch nicht getauften Kinder getauft sein mußten. „Welcher das nicht wollte tun, der soll mit Weib und seinem Gut unserer Herren Stadt, Gericht und Gebiet räumen.“ Auch das „Konventikel=Christentum“ wurde nun obrigkeitlich untersagt. Doch mußte man nicht Gottes Wort mehr gehorchen als den Menschen? So taufte Grebel unerschrocken den Graubündener ehemaligen Mönch und Geistlichen Georg Blaurock, der dazu willens war, und dieser so Getaufte vollzog wiederum an anderen fünfzig Erwachsenen die Taufe. Kurze Zeit darauf ließ die Obrigkeit die Täuferführer Grebel, Manz und Blaurock gefangenlegen. Doch wie durch ein Wunder Gottes — und sie bekannten es als ein solches — war es ihnen möglich, durch einen unverschlossenen Laden zu entfliehen.

Um nicht zu noch größerer Härte greifen zu müssen, ordnete der Rat eine dritte und letzte Disputation mit den Täufern an. Diesmal fand sie im Großmünster statt; denn kein anderer Raum vermochte die große Zahl der Zuhörer und Interessenten aufzunehmen. Die verfolgten Täufer selbst hatten alle Freiheit, ihre Anschauung offen zu vertreten, und mit großer Freudigkeit verkündigten sie ihre neue Lehre. Doch sie hatten nicht mit der Geistesstärke Zwinglis gerechnet. Alle ihre Fragen hatte er noch gründlicher als sie durchdacht und vermochte sie von der Heiligen Schrift her zu widerlegen. So befand am Schluß dieser Disputation der Rat, „daß Meister Ulrich Zwingli mit seinen Anhängern die Wiedertäufer frei überwunden“ hätte. Ja, es wurden schwere Strafen für diejenigen Täufer

angedroht, die noch weiterhin dieser Bewegung angehören wollten.

Doch alles Drohen half nicht. Als Grebel, Manz und Blaurock und noch weitere fünfzehn Täufer dabei angegriffen wurden, wie sie Erwachsene taufte, ließ man sie verhaften und in den Neuen Turm werfen. Bei Wasser und Brot, als Lager Stroh, wollte man sie „also im Turm ersterben und faulen lassen“. Doch ließ man zunächst noch einmal Gnade vor Recht ergehen. Die Gefangenen wurden wieder freigelassen, nur wurde ihnen „ohne alle Gnade“ der Tod durch Ertränken angedroht, würde man sie wieder bei ihrem ketzerischen Tun antreffen.

Aber alles Mahnen und alle Milde nützten nichts. Felix Manz glaubte, der Heiligen Schrift mehr Gehorsam zu schulden als der Zürcher Obrigkeit. So wurde er genommen und gebunden ins Wasser geworfen. Sein mutiges Verhalten auf seinem Todesgang hätte jedem Märtyrer zur Ehre gereicht. Noch während man ihn zum Schiff führte, lobte er Gott, daß er um Gottes Wahrheit willen sterben dürfe. „Denn die Wiedertaufe wäre recht und gründet sich auf Gottes Wort, und hätte Christus vorausgesagt, daß die Seinen um seiner Wahrheit willen leiden würden.“ Beim Wegführen begegneten ihm seine Mutter und sein Bruder. Beide ermahnten ihn, daß er getreu bis in den Tod in seiner Haltung beharren möchte. Selbst noch, als er vom Scharfrichter gebunden wurde, um ertränkt zu werden, sang er mit lauter Stimme: „In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum“ (In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist). So starb der Mann, der um seines eigenen Glaubens willen zum Gegner Zwinglis geworden war.

Am gleichen Tage wurde Blaurock mit Ruten zur Stadt hinausgepeitscht, „dergestalt, daß das Blut nachging“. Damit war die Hauptkraft der Wiedertäufer gebrochen. Doch Zwingli hat noch lange predigen, schreiben und diskutieren müssen, bis diese seine „inneren Feinde“ ihren Einfluß beim Volk von Zürich verloren.

Der christliche Politiker

Wir haben bei Zwingli schon wiederholt gesehen, daß er sich nicht nur damit begnügte, als Geistlicher in geistlichen Dingen zu urteilen, sondern er nahm auch Stellung zu den Tagesproblemen und Fragen der hohen Politik. Wir erinnern uns an seine Fabelgedichte und sein Eingreifen wider das „Reislaufen“ und Pensionennehmen. Es gab damals wohl keinen Ort in der Schweiz, der nicht irgendwie von den Auswirkungen des Reislaufens und der Pensionen betroffen war. Mit dem Reislaufen war der Eintritt in fremde Kriegsdienste gemeint und mit Pensionen der Brauch, daß angesehene Männer von auswärtigen Mächten Jahrgelder bezogen, um die Sache der ausländischen Fürsten in der Schweiz zu vertreten.

Da Zwingli den unerhörten Mut besaß, wider dieses allgemeine Übel anzugehen, zog er sich bald eine große Schar von Feinden zu, und man hat es deswegen nicht nur in Zürich, sondern in der ganzen Schweiz getadelt, daß der Leutpriester diese Sache angriff. Zwinglis erster Biograph Myconius, meinte hierzu scherzend: „Man sagte sonst, du habest eine so leise Stimme, daß man dich kaum auf drei Schritte höre. Aber ich sehe, daß das eine Lüge ist, da man dich durch die ganze Schweiz hört.“ Wir dürfen nicht vergessen, daß zu jener Zeit Zwingli in seiner Haltung noch völlig allein stand, und daß auch die Obrigkeit in Zürich ihn zunächst tadelte, um dann erst später schützend ihre Hand über den fähigen Geistlichen und scharfsichtigen Politiker zu halten. Denn auch Zürich verlor allerhand Gelder dadurch, daß Zwingli nun das Reislaufen untersagte. Aus dieser Zeit stammt jener Brief, in dem Zwingli schreibt: „Es hat sich allmählich um mein Haus ein solcher Lärm erhoben, daß ich kaum weiß, wo mir der Kopf steht.“

Aber auch um die inneren Belange der Stadt war Zwingli besorgt. Als im Dezember 1524 beschlossen wurde, sämtliche Mönche der drei Bettelorden im Bar-

füßerkloster zu vereinigen, trat Zwingli dafür ein, daß die jungen und starken Mönche ein Handwerk erlernen sollten, die begabten unter ihnen jedoch dem Studium nachgehen konnten. Nur einen Monat später, im Januar 1525, wurde eine „Ordnung der Artikel, antreffend das Almosen“ erlassen. Diese Ordnung sollte endlich Schluß machen mit dem gewohnten Bild der Bettelei, wie es zu jener Zeit immer wieder in den Straßen Zürichs anzutreffen war. Jeden Morgen wurde nun Hafersuppe, Gerste oder anderes Gemüse in der „Volksküche“ gekocht und, wenn die Predigerglocke geläutet wurde, mit Mus und Brot an die Armen verteilt. Die Mittel dafür wurden aus den freigewordenen Kloster Gütern gestellt. In ähnlicher Weise sorgte Zwingli auch für die Kranken der Stadt.

Eigentlich als Reaktion auf die Taufpraxis ließ er nun ein staatliches Taufregister führen, und die Kirchenbücher erhielten fortan noch eine neue Bedeutung, da sie über den Stand des einzelnen Auskunft gaben. Auch die Eheschließung wurde in diesem Jahr 1525 neu geregelt; denn fortan war nicht mehr der zuständige Bischof und Gerichtsherr bei Ehestreitigkeiten der Schiedsrichter, sondern der Rat von Zürich erhielt Vollmacht, in Ehestreitigkeiten zu schlichten und eine Gerichtsentscheidung herbeizuführen.

Daß Zwingli zu seiner Zeit auch auf Sittenstrenge und Zucht achten ließ, nimmt uns nicht wunder, wenn wir bedenken, mit wie rigorosen Mitteln Calvin zu einem etwas späteren Zeitpunkt in Genf durchgriff. Mehr noch, als nur auf Zucht und Ordnung zu achten, ging es Zwingli darum, der Armut und Ungerechtigkeit in der Welt zu steuern. Als es im Jahre 1525 zu den Bauernunruhen kam, schrieb Zwingli wider die Bauern; denn der christliche Politiker konnte nicht begreifen, daß man sich wider die rechtmäßige Obrigkeit empörte. Andererseits wußte er jedoch auf Grund seiner bäuerlichen Herkunft ganz genau, wie den armen Bauern zumute war, und daß Leibeigenschaft und Zahlung des Zehnten eine schwere Bürde

für sie bedeutete. „Ich will mit der Begehrlichkeit und Unbotmäßigkeit der Bauern nichts zu tun haben, aber es muß in ihrer Behandlung ein Maß innegehalten werden.“ So spüren wir inmitten der harten Worte Zwinglis, die sich gegen die aufrührerischen Bauern richten, doch das liebevolle Herz, das um ihre mühselige Lage weiß.

Es ist Zwinglis Verdienst, daß die Leibeigenschaft aufgehoben und die Belastung der Bauern und ihrer Güter herabgesetzt wurde. So wurde der christliche Reformator zum politischen Reformator. Nicht zuletzt urteilt der große Historiker Ranke so, wenn er sagt, Zwingli sei „der größte Reformator, den die Schweiz je gehabt“.

Aber noch an einem anderen Punkt wurde Zwingli zum christlichen Politiker. Da er dem Staat das Recht und die Pflicht zuschrieb, die Kirche zu regieren, war er darum besorgt, auch die rechte Obrigkeit hinter sich zu haben. So übte der „Große Rat“ (der Zweihundert) die Gewalt aus, die Kirche recht zu regieren, und zwar „als geistliche Obrigkeit und anstatt ihrer gemeinen Kilchen (Kirchen)“, wie es in dem amtlichen Erlaß heißt. Einzige Bedingung war, daß der Große Rat die „Regel und Schnur des Gotteswortes“ nicht verletze. Wie aber konnte der Große Rat jeweils den Willen Gottes erfahren? Hier setzte Zwinglis Einfluß als Politiker ein, den wir in seiner Stellung der eines alttestamentlichen Propheten gleichsetzen können. Er hat uns selber geschildert, in welcher Weise er dabei vorging. Zunächst behandelte er die Fragen, die ihn beschäftigten, und zu denen ebenfalls die Fragen der Politik gehörten, so lange auf der Kanzel, bis die „Menge der Gläubigen“ sich die Anschauung des Predigers zu ihrer eigenen gemacht hatte. Zweifellos gehörte schon dabei der größte Teil der Mitglieder des Großen Rates zu seinen Predighörern. Danach wandte sich Zwingli offiziell an den Rat der Zweihundert, um „im Namen der Kirche“ durch sie das anordnen und geschehen zu lassen, was ihm als notwendig erschien. Auf diese Weise wurde in einer Person Staatspolitik und Kirchenpolitik betrieben, doch

fühlte sich Zwingli hierbei in allem seinen Handeln an das Wort Gottes und den Willen Gottes gebunden. Das Idealbild, das Zwingli dabei vorschwebte, war der Zustand einer Theokratie, in der Gott selbst durch das Wort der Kirche seinen Willen kundtat, durch die Organe des Staates dagegen seinen Willen in die Tat umsetzen ließ.

Daß eine solche Verquickung von geistlicher und Welt-politik auch zu einem Mißbrauch der anvertrauten Macht führen konnte, zeigt uns die Tatsache, daß Zwingli im Jahre 1530, also ein Jahr vor seinem Tode, ein Gebot ausgehen ließ, nach dem jedermann allsonntäglich den Gottesdienst zu besuchen habe. Von dieser Einstellung bis zu jener Forderung, alle Andersgläubigen mit dem Schwerte zu bannen, ist es dann kein großer Schritt mehr. Wenn überhaupt in einem Punkt, so hat Zwingli an dieser Stelle in einer falschen Auffassung der neutestamentlichen Verkündigung gelebt. Zwingli war der Überzeugung, daß um der Wahrheit willen jedes Mittel recht sei, Andersgläubige zum rechten Glauben zu führen.

Es war nicht von vornherein Zwinglis Anliegen gewesen, politisch zu denken, aber die Verhältnisse zwangen ihn immer wieder dazu. Nachdem er aber einmal damit begonnen hatte, tat er es um so gründlicher. Waren es vor allem jene Ortschaften, deren Bodenerträge gering waren, wie die Waldstädte Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug und das benachbarte Luzern, wo die Reisläufer und Pensionäre am stärksten zu finden waren, so war hier nach dem Jahre 1521 bald auch der stärkste Widerstand gegen Zwingli zu spüren, nachdem dieser gegen das Reisläufen offen aufgetreten war. Wir haben gesehen, wie Zürich sich 1521 unter Zwinglis Einwirkung allein von allen Kantonen von dem eidgenössischen Bündnis ausschloß. Ist es da ein Wunder, daß gerade diese Orte dem Evangelium und der neuen Lehre den Zugang verwehrten? Noch im Jahre 1525, da neben Zürich auch Schaffhausen und Appenzell für die Reformation gewonnen waren, schlossen sich die fünf Orte zusammen, um „mit

allem Vermögen bei dem alten Glauben zu stehen und den neuen auszurotten, auch mit denen, so dem anhängig, keine Gemeinschaft mehr zu haben". Doch 1528 wurde auch das mächtige Bern für die Reformation gewonnen, und im darauffolgenden Jahr Basel. Daraufhin vereinigten sich die katholischen Orte zu einem Sonderbund, worauf Zürich unter der politischen Führung seines Reformators Zwingli das „christliche Burgrecht“ erfand, das dann im folgenden Jahr mit der Reichsstadt Konstanz, mit Bern, Basel und anderen Städten abgeschlossen wurde. Aber auch die katholischen Orte schauten nach Hilfe aus, um den „alten christlichen Glauben stützen zu können“. Dabei verabscheuten sie es nicht, mit dem ehemaligen Erbfeind, dem Hause Habsburg, ein Bündnis einzugehen.

Es wurde in beiden Lagern nur vom christlichen Glauben gesprochen, nicht aber von der christlichen Liebe oder der christlichen Versöhnung. Beide Seiten blieben sich kaum etwas schuldig. So ergriffen die Schwyzer einen Zürcher Pfarrer und ließen ihn als Ketzer verbrennen. Dies war für Zwingli der rechte Anlaß, einen heiligen Krieg wider die Feinde Gottes zu führen, „den übermütigen Drängern, die sich wider Gott erhoben und sein Wort unterdrücken wollten, ihre angemessene Gewalt zu entreißen“. Das Ziel dieses Krieges war für Zwingli „die freie Predigt des Evangeliums“. Kaum anders als zu den Zeiten der Kreuzzüge klang es jetzt aus Zwinglis Munde: „Laßt uns unserem Herrn Christo wieder zu seiner Herrschaft helfen in unserem Lande!“ Da Zwingli zugleich auch Mitglied des „heimlichen Rates“ war, besaß er auf diese Weise genug Einfluß, seine staatspolitischen Ideen in die Tat umzusetzen. Sein Rat erscheint uns heute nahezu barbarisch, doch trug Zwingli ihn mit heiligem Ernst vor: durch einen plötzlichen Angriff sollten die noch fünf ungerüsteten Orte überfallen und niedergeworfen werden. Schon drangen die evangelischen Heere in das feindliche Gebiet ein, alles schien planmäßig zu verlaufen. Doch Bern und die anderen Verbündeten waren, zu Zwinglis

großem Verdruß, nicht zu einem gewaltsamen Vorgehen zu bewegen und plädierten für Frieden. Die Schlacht fand nicht statt, der Friede wurde angenommen – zu Zwinglis großer Enttäuschung. Doch ein Gutes brachte es mit sich. Zum ersten Male entwickelte Zwingli als christlicher Politiker kühne Gedanken, die weit über seine eigene schweizerische Heimat hinausgingen. Freilich, es waren nicht ganz die seinen. „Ohne das Vertrauen auf den Schutz des Herrn hätte ich schon längst das Steuerruder aus der Hand gegeben. Aber da ich sehe, daß ER die Tauen befestigt und die Segel spannt und selbst den Winden gebietet, so verdiente ich nicht, ein Mann zu heißen, wenn ich meinen Posten verließ.“ Zwingli hatte sich seine große Aufgabe nicht selbst gesucht. Sie war ihm anvertraut worden, und immer wieder mußte er Gott um die notwendige Kraft dafür bitten. „Ich bitte und seufze oft und viel zum Herrn in allen Wirrsalen und Stürmen, die jetzt die Welt und insonderheit unsere Stadt bedrängen, daß die Pest oder irgendeine Krankheit sich meiner erbarme.“ Doch hinter einem solchen Verzweiflungswort folgt dann immer wieder die Ermahnung zum Gebet und das Vertrauen, daß Gott selbst mit am Werke sei.

Zwingli wußte, daß Gott die alleinige Ursache, das alleinige Ziel alles Weltgeschehens ist. „Du bist Gottes Werkzeug; er verlangt deinen Dienst, nicht deine Ruhe; wie selig bist du, daß er dich an seinem Werk teilnehmen läßt!“ Das war Zwinglis eigene Ermunterung, wenn er in seinem Glauben und in seiner eigenen Kraft erlahmen wollte.

Bereits im September 1529 hatte er aus sicherer Quelle erfahren, daß der „Pfaffenkaiser“ Karl und sein Bruder Ferdinand beabsichtigten, das evangelische Deutschland mit dem Schwert für den alten Glauben zurückzugewinnen, um anschließend dann auch die Schweiz zu „vernichten“. Zwingli war Staatsmann genug, um die Gefahr zu erkennen, der damit der evangelische Glaube ausgesetzt war. Fast erscheint es uns als unrealistisch, wenn

er in kühner Phantasie vor sich das Bild eines Bündnisses sieht, dem ganz Deutschland, Frankreich und Venedig angehören sollten. Er dachte dabei nicht mehr an Landesgrenzen und Volkszugehörigkeit, sondern sprach von „der gemeinen Christenheit“, deren Not es zu wenden galt. Doch zu seinem großem Leidwesen konnte sich Bern zu einem so weitgefaßten Gedankenflug nicht entschließen.

Aber Zwingli ließ sich nicht entmutigen. Im geheimen redete, beriet und schrieb er weiter. Wie hochwillkommen war ihm daher die Einladung des Landgrafen Philipp von Hessen, der ihn zu einem Religionsgespräch nach Marburg einladen wollte! Zu dieser Zusammenkunft, hieß es, sei auch Dr. Martin Luther geladen. Zwingli sah in diesem Zusammenkommen endlich die Möglichkeit, seine eigenen Gedanken weit über die Grenzen der Schweiz hinaus verbreiten zu können. Dies nicht zuletzt deshalb, weil er in dem Landgrafen Philipp von Hessen einen aufgeschlossenen und kühnen Mann gefunden zu haben meinte, der auch vor neuen Wegen nicht zurückschreckte. So glaubte Zwingli nicht nur an ein Religionsgespräch; denn nebst ihm und Luther waren auch Staatsmänner von Basel und Straßburg nach Hessen eingeladen. In aller Ruhe konnte man nun aus dem „Zürcher Burgrecht“ ein neues „hessisches Burgrecht“ entstehen lassen, und es waren die kühnen Gedanken Zwinglis, die hier ihren Niederschlag fanden. Noch heute ersehen wir aus den Urkunden, daß vor allem sein Geist hier am Werke war. Wir finden auch darin Zwinglis Gedanken wieder, wenn wir lesen, daß „alles ein Werk und ein Wille sei vom Meer herauf bis in die Schweiz“; denn auch Dänemark sollte in dies Bündnis einbezogen werden.

Doch weniger das politische Planen der hier zusammengekommenen Männer soll uns interessieren als vielmehr der eigentliche Anlaß, warum man zu einem Religionsgespräch nach Marburg gekommen war: der Streit um die rechte Abendmahlslehre.

Die Begegnung mit Luther

Es liegt eine Tragik über der evangelischen Christenheit, daß sie in entscheidenden Dingen oft nicht eines Geistes und eines Glaubens war. Ursprünglich ging man aus von dem gemeinsamen Ziel, den alten Glauben nach der Heiligen Schrift zu erneuern. Doch dann brachen Lehrfragen auf, die jeder nach eigenem Ermessen und Gutdünken und anhand der Heiligen Schrift für sich entschied. Wir haben bereits gesehen, wie die Frage der Taufe die Gemüter erregte, und daß darüber in Zürich ein Balthasar Hubmaier gefoltert, Felix Manz ertränkt und Blaurock ausgepeitscht wurde. Ein weiteres, viel schwereres Glaubensproblem galt es noch zu lösen: was sollte an die Stelle der römisch-katholisch zelebrierten Messe treten? Was sollte aus dem Abendmahl werden, wie es der Herr Jesus Christus selber eingesetzt und mit seinen Jüngern gefeiert hatte?

Zwingli hatte für Zürich bereits eine Lösung gefunden. Es war im Jahre 1525 am Gründonnerstag gewesen, eben an jenem Tag, da der Herr selber mit seinen Jüngern das Abendmahl gefeiert und es zu einer beständigen Erinnerung an sein Leiden und Sterben eingesetzt hatte, da feierte Zwingli mit seiner Gemeinde im Großmünster das Mahl des Herrn auf die neue Weise. In nüchternen Worten hatte er den Gläubigen zuvor von der Kanzel aus das Wort Gottes ausgelegt und ihnen gesagt, daß es sich im Abendmahl bei Brot und Wein nicht um eine mystische oder magische Wandlung handle, vor der man die Knie zu beugen hätte, wie es bisher von der römisch-katholischen Kirche gelehrt worden war, sondern daß alles schlicht und einfach zugehe. Auch könne kein Priester am Altar mit den Elementen des Sakraments eine unblutige Wiederholung des blutigen Opfers auf Golgatha vollziehen; denn Christus sei nur einmal für alle Menschen gestorben. So bliebe das Brot im Sakrament eben Brot, und der Wein nichts anderes als eben Wein. Doch im

Glauben genossen, eben als das Mahl des Herrn, würden Brot und Wein eine neue Gewißheit der Vergebung der Sünden schenken und die Kraft geben, vor Gott recht zu wandeln. Zu diesem Mahl wären alle die geladen, die sich danach sehnten, mit Gott versöhnt zu werden.

Nach dieser Predigt kehrte Zwingli von der Kanzel nicht an den Altar zurück, auf dem die Bibel lag, und wo sonst der Kelch mit dem Wein und die Patene mit der Hostie oder dem Abendmahlsbrot stand, sondern er ging mitten hinein in die Kirche. Ein einfacher Tisch ersetzte den sonst kostbar geschmückten Altar, und anstelle von golddurchwirkten brokatenen Decken war dieser Tisch mit einer schlichten weißen Leinendecke überbreitet worden. Weder Gold oder Silber waren zu erblicken, weder Pokale noch silberne Schalen waren zu sehen, sondern die Schüsseln und Becher, die auf diesem Abendmahlstisch standen, waren aus schlichtem Holz. Aber noch etwas Neues lernte an diesem Gründonnerstag die verwunderte Gemeinde kennen, und sie kam aus dem Staunen wirklich nicht mehr heraus. Das waren die Einsetzungsworte zum Abendmahl in deutscher Sprache, wie sie der Leutpriester der ganzen Gemeinde vernehmlich vortrug. Mehr noch: man ging nicht nach vorn, um dort kniend das Abendmahl zu empfangen, sondern die Boten des Herrn gingen zu jedem einzelnen in die Reihen hinein, und mit eigenen Händen konnte man aus der Schüssel von diesem Brot nehmen, das an den zerschlagenen Leib Jesu Christi erinnerte, und in die eigene Hand nahm man auch den so lange verwehrteten Kelch, um daraus den Wein zu trinken, der zwar auch beim Trinken immer noch Wein blieb, aber im Glauben daran gemahnte, an das vergossene Blut und den Tod des Herrn Jesus Christus und Heilandes zu denken. So erlebte an diesem Gründonnerstag die Gemeinde ihre erste „reformierte“ Abendmahlsfeier.

Aber war Zwingli in seiner Auslegung des neutestamentlichen Berichtes vom Abendmahl nicht doch ein wenig einseitig vorgegangen? Zwar hatten viele, vor

allem auch die Wiedertäufer, immer wieder gefordert, man möchte auch dem Laienvolk im Abendmahl den Kelch des Herrn nicht verwehren. Aber es traten auch andere auf, die glaubten, daß Meister Zwingli in diesem Stück der Reform doch zu weit gegangen sei, und daß das Abendmahl jetzt eine allzu nüchterne Angelegenheit geworden sei, nachdem nun so gar nichts Mystisches und Überirdisches im Sakrament des Herrn mehr zu finden wäre. Was aber viel mehr zählte als alles andere, war die Tatsache, daß der große Reformator in Deutschland, Martin Luther, diese Sache nicht gutheißen wollte. So arg dachte Luther in diesem Stück über Zwingli, daß er sich zu der Erklärung hinreißen ließ, Zwingli müsse wohl vom Teufel besessen sein.

Was aber trennte die beiden Reformatoren in diesem Stück voneinander? Luther wollte die Einsetzungsworte im Abendmahlsbericht wörtlich verstanden wissen: „Das ist mein Leib! Das ist mein Blut!“ Zwingli dagegen wollte im Brot und Wein nur Zeichen sehen, die an den Herrn erinnerten. „Der Geist ist's, der lebendig macht. Das Fleisch ist zu nichts nütze.“ Doch Martin Luther als Doktor und Meister der Heiligen Schrift wollte sich von einem Zwingli im fernen Zürich nicht belehren lassen. Er meinte, dann könne man ja getrost die ganze Heilige Schrift symbolisch auslegen, wenn es weniger um das Sein als um die Bedeutung ginge.

Wir verstehen, daß man auf diese Weise in der beiderseitigen Abendmahlsanschauung nicht weiter kam. Zudem trennten 'große Entfernungen die beiden Reformatoren voneinander, so daß es schwer war, ein versöhnliches Wort miteinander zu führen. Schon frohlockten die Feinde, als sie sahen, daß über dieser strittigen Abendmahlslehre die geschlossene evangelische Front ins Wanken kam.

Eben in dieser so kritischen Zeit trat ein Mann auf den Plan, der, wie wir schon gesehen haben, vielleicht viel mehr an die hohe Politik dachte, als daß es ihm um ein

strittiges theologisches Problem gegangen wäre. Es war der soeben für die evangelische Sache gewonnene Landgraf Philipp von Hessen, dem es als unbedingt notwendig erschien, die Häupter der Reformation miteinander zu versöhnen. Zwar war Philipp von Hessen noch jung, doch hatte er hohe und weitreichende Gedanken, in denen er, gleichwie Zwingli, Politik und Religion auf das engste miteinander vermengte.

So hatte Philipp von Hessen Luther und Zwingli gemeinsam zu sich auf sein herrschaftliches Schloß nach Marburg eingeladen. Um jedoch von vornherein eine Absage Luthers zu verhindern, teilte er diesem zunächst nicht mit, daß Zwingli auch geladen war. Heimlich machte sich Zwingli auf die Reise; denn es war für ihn nicht ganz ungefährlich, Zürich, wo ihn die Obrigkeit jederzeit schützen konnte, zu verlassen. In Basel und Straßburg erhielt er vor allem in Oekolampad, Butzer und anderen die rechte geistvolle Verstärkung. Doch auch für die äußerliche Sicherheit wurde gesorgt; denn Philipp von Hessen schickte ihm zum Geleit und als Zeichen der Ehrung vierzig bewaffnete Männer entgegen, so daß die Schweizer Gäste am 27. September 1529 wohlbehalten in Marburg anlangten. Wenig später erschien auch Dr. Martin Luther, und mit ihm so erlauchte Männer wie der fromme und kluge Melanchthon, der versöhnliche Justus Jonas und noch etliche andere. Das Streitgespräch konnte beginnen.

Um diesem von vornherein alle Schärfe zu nehmen, kamen zum ersten Male am 1. Oktober 1529 Luther und Oekolampad und andererseits Zwingli und Melanchthon zu einem Gespräch unter vier Augen zusammen, um sich schon vor der eigentlichen Disputation zu vergleichen. Am darauffolgenden Tag traten dann die beiden Fronten einander gegenüber. Gegen sechs Uhr morgens fand man sich im Schloßsaal zusammen, um durch Rede und Gegenrede unter Einwirkung des Heiligen Geistes die rechte Wahrheit zu ergründen. Auch diese Disputation wurde in deutscher Sprache gehalten, obwohl es Zwingli fast lieber

gewesen wäre, er hätte lateinisch sprechen dürfen; denn da man seinen Zürcher Dialekt schwer verstand, konnte es leicht zu Irrtümern kommen. Vor allem Martin Luther war von der Sprache Zwinglis wenig angetan. Er nannte das Schweizerdeutsch „schwetzerisch“, ein „filzigt, zotigt Deutsch, möcht' einer schwitzen, ehe er's versteht“.

Kaum hatte Landgraf Philipp von Hessen alle Anwesenden auf das herzlichste begrüßt und sie zur Mäßigkeit in allen Ausfällen widereinander gemahnt, da nahm Martin Luther ein Stück Kreide zur Hand und schrieb in großen Buchstaben auf die Tischtafel vor sich die Worte: „*Hoc est corpus meum*“ — das *ist* mein Leib! Danach legte er sorgfältig die Samtdecke über die Schrift, um sie von Zeit zu Zeit wieder abzuheben und sich daran erinnern zu lassen, was in der Schrift wörtlich geschrieben steht. Seltsam, in der nun anbrechenden geistlichen Auseinandersetzung ging es fortan eigentlich nur noch um drei Buchstaben, um das kleine lateinische Wörtlein „*est*“. Wie war es recht zu übersetzen? Mit „*ist*“ oder mit „*bedeutet*“? Als jedoch dann auch Oekolampad Luther zu belehren versuchte und ihm zeigte, daß schon die Jünger Jesu nach Johannes 6 das Wort vom Brot des Lebens nicht verstanden hätten, sondern Jesus sie warnen mußte: „Der Geist *ist's*, der lebendig macht; das Fleisch *ist* nichts nütze“, da deutete Luther abermals auf seinen Kreidetext auf der Tischplatte vor sich und rief mit lauter Stimme: „Dafür habe ich einen gewaltigen Text; auf den hin kann ein Mensch wohl glauben, das sei der Leib Christi.“ Doch Oekolampad gab sich noch nicht so schnell geschlagen, sondern fragte Luther, ob man die materiellen Dinge nicht ein wenig zu ernst nehme. Ja, ob man das leibliche Essen denn überhaupt noch brauche, wenn wir doch das geistliche Essen im Glauben an Jesus Christus als den alleinseligmachenden Herrn vollzögen? Doch er kannte Luthers Schroffheit noch nicht recht. „Ich frage nicht, ob das nötig sei oder nicht; das Wort Gottes hält mich gefangen. Wenn Gott mir gebieten würde, Mist zu essen,

ich würde es tun, wissend, daß es mir heilsam ist.“ Doch Zwingli schüttelte bei dieser Antwort nur traurig den Kopf: „Das heißt er uns nicht!“ Darauf Luther: „Ein Knecht soll sich über den Willen des Herrn nicht seine Gedanken machen. Man muß die Augen schließen.“

Doch dies war das Stichwort für Oekolampad: „Wo steht geschrieben, daß wir mit geschlossenen Augen durch die Schrift wandeln sollen?“ Darauf Luther, indem er bedeutsam mit dem Finger auf die Tischplatte vor sich deutete: „Schaffe mir diesen Text beiseite, dann bin ich zufrieden; kannst du es nicht, so kann ich's auch nicht.“

Doch Zwingli wollte noch retten, was zu retten war. Mit wie großer Freude war er doch der Einladung nach Marburg gefolgt, wie hatte er sich danach gesehnt, mit Luther ein offenes Gespräch zu führen! Sollte nun die ganze gefährliche weite Reise umsonst gewesen sein? Noch einmal wandte er sich an Luther, der unabweichlich auf seine Kreideschrift niederstarrte. „Ich sage die Wahrheit: mich freut es, Euch, Dr. Luther, und Euch, Philippus Melanchthon, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Es soll vergessen sein, was zwischen uns schon an unredlichen Worten gewechselt wurde. Wir haben doch auch ein Wort auf den Tisch zu schreiben, eben jenes, daß das Fleisch nichts nütze ist, und diese Stelle führet unzweideutig vom leiblichen Essen weiter. Stimmt ihr also mit uns überein, daß es beim Abendmahl um den Glauben geht, so bitte ich Euch um der Liebe Christi willen: Scheltet uns nicht Ketzer! Verübelt mir nichts! Ich hätte gern Freundschaft mit Euch.“

Diesen brüderlichen Worten konnte sich auch ein Martin Luther nicht verschließen, und er versprach, dem Wunsch Zwinglis zu entsprechen. Allein an seiner theologischen Haltung sei nichts zu ändern: neben den geistlichen Genuß im Abendmahl hätte auch der leibliche Genuß zu treten. Nicht das Zeichen, wie Zwingli es sähe, sondern das Geschehen im Abendmahl sei das Wichtige.

So war eine Einigung oder Annäherung beider Stand-

punkte einfach nicht möglich. Am folgenden Tag, dem Sonntag, predigte Zwingli zunächst über die Vorsehung Gottes, und dann wurde den ganzen Tag hindurch weiter diskutiert. Noch immer saß Martin Luther vor seiner Kreideschrift: „Hoc est corpus meum“, von der er keinen Deut abweichen wollte. Was nützten nun noch alle Worte? Da, bei einem unfreundlichen Wort Luthers an die Schweizer traten Zwingli plötzlich Tränen in die Augen. Von Herzen bedauerte er seine eigenen unfreundlichen Worte Luther gegenüber. „Weder in Italien noch in Frankreich wüßte ich Männer, die ich lieber sehen wollte als Euch Wittenberger.“ Da gab auch Luther seine förmliche Haltung auf und dankte Zwingli für seine freundlichen Worte, mit denen er immer wieder zu vermitteln versucht habe, und bat ihn um Verzeihung, daß er selber gegen ihn zu hart geredet hätte.

An dieser Stelle schaltete sich noch einmal der Landgraf Philipp von Hessen ein, um zu retten, was überhaupt noch gerettet werden konnte. Im persönlichen Gespräch, in dem er die einzelnen streitenden Theologen zu sich bat, versuchte er noch einmal zu schlichten. Zum Schluß versuchte er, ihnen eine gemeinsame Erklärung abzurufen, in der ausgesagt wurde, in welchen Dingen man eines Sinnes sei. Aber auch dieser Versuch war und blieb mehr als ein Notbehelf. Am nächsten Morgen, dem Montag, lagen die buchstäblich über Nacht geschriebenen vierzehn Artikel des Marburger Bekenntnisses zur Unterschrift vor. Alles drängte zum Aufbruch, und man hatte nur noch wenig Zeit; denn die Pest, die schon einmal Zwingli in Lebensgefahr gebracht hatte, war auf dem Vormarsch durch das Land. Als erster verließ am folgenden Tag der Landgraf die Versammlung, und danach alle Gäste. Zu einem Gespräch war man in Marburg zusammengekommen, fast fluchtartig verließ man es wieder, ohne eine rechte Einigung im evangelischen Glauben gefunden zu haben.

Wohl war man in der Abendmahlslehre zu keiner rech-

ten Einigung gekommen. Man ging vielmehr in genau der gleichen Anschauung auseinander, wie man gekommen war. Eines hatte aber dieses Marburger Religionsgespräch mit sich gebracht: die persönliche Begegnung der führenden evangelischen Reformatoren.

Wenn wir versuchen wollten, ein vorsichtiges Urteil über diese Begegnung abzugeben, ohne daß wir dabei die Sache selbst beurteilen, dann müßten wir sagen, daß bei diesem Treffen Zwingli als der Mann der Milde und der Vermittlung vor Luther den Vorrang erhält. Seltsam, Zwingli macht in diesem gesamten Streitgespräch den freieren Eindruck. Er ist bereit, in gewissen Grenzen seine Meinung abzuwandeln; doch muß es nach der rechten Schnur der Heiligen Schrift geschehen. Kommt es daher, weil Zwingli in einer freieren Weise zu denken gewohnt war? In Luthers Leben gab es zwei Autoritäten: die Heilige Schrift und den Landesfürsten. Zwingli aber wußte von keiner zweiten Autorität. Über ihm war Gott und sonst niemand. Ein Standpunkt, den Martin Luther nicht begreifen konnte, und weshalb er Zwingli als Demokraten verachtete. Dennoch blieb Luther in Zwinglis Augen der große Held, und er hat ihn sein Lebtag hochgeschätzt. Zwingli wußte, daß Luther den Weg bereitet hatte, das Papsttum in seiner uneingeschränkten Macht zu Fall zu bringen. Als alle anderen mutigen Geistlichen und werdenden Reformatoren noch versteckt ihre Gedanken entwickelten, da „bist du allein der beherzte David gewesen und hast mit geschickt geschwungener Schleuder den Riesenleib zu Boden gestreckt. Du hast den römischen Eber zu Fall gebracht. Das war Zwinglis Urteil über Luther.

Wie wir auch immer das Marburger Religionsgespräch beurteilen mögen, eines bleibt gewiß: hier wurde eine großartige Gelegenheit der Einigung vertan. Doch freilich, was hätte geschehen sollen? Alle versammelten Männer und Parteien waren ihres Glaubens gewiß, und niemand der anwesenden Streiter glaubte von seinen eigenen Gedanken abtreten zu können.

Mehr als vierhundert Jahre sind seit jenem Streitgespräch vergangen. Der Streit ist, wenn auch in gewandelter und weniger drängender Form, der gleiche geblieben. Leuchtend aber steht in diesem Streit das Vorbild Zwinglis vor unseren Augen, der immer wieder bereit war, dem geistlichen Gegner die Hand der Versöhnung zu reichen.

Der Feldherr und Feldprediger

Wir haben gesehen, wie Zwingli aus einfachen Verhältnissen heraus seinen Weg begann, um zunächst als schlichter Christ, dann als eifriger Priester seine großen Aufgaben zu erkennen und zu meistern. Wir sahen ihn als den klugen Theologen, der, wohlbewandert in der Heiligen Schrift, seinen Widersachern Achtung abzurufen wußte, und wenn es ihm in Marburg auch nicht gelang, Luther von seiner eigenen Anschauung zu überzeugen, so bewies Zwingli ihm doch, indem er an manchen Diskussionsstellen freie Zitate neutestamentlicher Stellen im griechischen Urtext anbrachte, daß er selber im griechischen Neuen Testament mehr zu Hause war als Luther selbst.

Wir haben aber auch erkennen müssen, daß Zwingli christlicher Staatsmann war, der selbst vor den kühnsten staatspolitischen Plänen nicht zurückschreckte, wenn sie ihm im Interesse des Evangeliums geboten erschienen. Für Zwingli war vor allem das positive Ergebnis des großen Treffens von Marburg, daß er sich fortan einen Freund des jungen Landgrafen Philipp von Hessen nennen konnte. Noch stärker als früher ging nun ein lebhafter Briefwechsel von Zürich nach Hessen und umgekehrt. Die geheimen Namen aber, die in diesen Briefen zu lesen waren, bezogen sich auf Nachrichten, über die nur die beiden Empfänger selbst unterrichtet waren.

Wir wundern uns vielleicht, woher Zwingli die Kraft

nahm, so Vieles und Großes zur gleichen Zeit zu leisten und zu erreichen. Neben seiner urwüchsigen Art und urtümlichen Begabung verhalf ihm dazu das Wissen um seine Berufung, Gott in besonderer Weise dienen zu dürfen. Wohl zu keinem Zeitpunkt fühlte sich Zwingli dazu getrieben, aus eigenem Willen etwas zu vollbringen, sondern er wußte sich stets gebunden und gedrängt durch den Auftrag seines Gottes. Gehorsam und Fleiß waren seine eigentlichen Triebfedern, nicht aber die Sucht nach Ruhm und Reichtum oder eigener Größe.

Einmal wollte man Zwingli als den erfolgreichen Politiker ehren; doch er wehrte ab. „Meine Herren haben mir eine solche Nahrung geschöpft, daß ich keine Verehrung bedarf.“ Auch in anderer Weise war er unbestechlich. „Ich diene Christus und seiner Kirche, nicht dem Bauch. Von niemand habe ich je etwas annehmen wollen; bringt also nicht die Gnade des Herrn Jesus Christus in schlechten Ruf!“ Nicht nur, daß er darauf verzichtete, selber etwas anzunehmen, sondern er war auch äußerst freigiebig, so daß er in diesem Stück gelegentlich ausgenutzt wurde.

Wir sahen schon, wie Zwingli innerlich auf der Seite der armen Bauern stand. Auch der schwerkranke deutsche Rittersmann Ulrich von Hutten fand bei Zwingli Zuflucht, der ihm zu einem Ruheplatz auf der Insel Ufenau verhalf. Nach Huttens Tod schrieb Zwingli einen Brief an einen seiner Gläubiger: „Er hat rein nichts hinterlassen, das irgendeinen Wert hatte. Bücher besaß er keine, an Hausrat ebenfalls nichts als eine Schreibfeder. Er schuldet mir auch drei Gulden — erhalte ich etwas zurück, so nehme ich es; wenn nicht, soll's geschenkt sein.“ Dies war wahrlich christliche Nächstenliebe, die dem armen Ausgestoßenen die rettende Bruderhand reichte.

Um soviel wie irgend möglich zu erreichen und alle drängenden Aufgaben zu erledigen, bediente Zwingli sich eines ganz genauen Zeitschemas, das sich auch auf die kleinsten Dinge des Alltags erstreckte. Dabei wurde sehr

oft die Nachtzeit zur Hilfe genommen. Was Wunder, daß Zwinglis Gesundheit darunter erheblich litt! Wir wissen, daß er zudem gallenleidend war und trotz wichtigster Amtsgeschäfte oft eine Badekur einlegen mußte oder sich schröpfen ließ. Dazu wurde er oft von Migräneanfällen gequält, so daß er sich gelegentlich vor Schmerzen kaum zu helfen wußte. Doch alle Krankheit focht ihn nicht an, die einmal übernommenen Aufgaben auszuführen. Wenn wir allein die vielen großen theologischen Kommentare Zwinglis bedenken und seine Bibelübersetzung, mit der er zu der Zürcherischen Bibel beigetragen hat, dann ahnen wir, wie intensiv er gearbeitet hat. Freilich konnte es ihm dann auch passieren, daß er vor Müdigkeit infolge vieler schlafloser Nächte sich an manchen Stellen wiederholte oder ein wenig langatmig wurde. Doch alle seine Werke machten hinterher jedesmal den Eindruck einer gründlichen geistlichen Durcharbeitung. Bedenken wir auch, daß es damals noch keine großen Bibliotheken in unserem Sinne gab, in denen Zwingli hätte nachschlagen können, sondern daß jedes Buch eine Kostbarkeit für sich bedeutete! Da seine Amtsgeschäfte ihm oft die ganze Tageszeit raubten, verblieb ihm eigentlich zum Studium und zum Schreiben nur noch die Nacht. Dieses Nachtstudium aber wurde dadurch erschwert, daß seine Augenkraft, vor allem in späteren Jahren, immer mehr nachließ. Ob sich darin noch eine Folge der Pesterkrankung auswirkte, oder ob das nächtliche Arbeiten bei der damaligen unzureichenden Beleuchtung schädlich war, können wir nicht genau sagen. Jedenfalls verschlimmerte sich der Zustand seiner Augen so sehr, daß er kurz vor seinem Tode Gegenstände nur noch in nächster Nähe erkennen konnte.

In solchen Wochen intensiver Arbeit wurde Zwingli am schwersten der Kampf mit dem Schlaf. Ein Zeitgenosse berichtet darüber, wie er ihn in einem ungeheizten Zimmer, bis über den Kopf gegen die Kälte eingehüllt, „über einen Stuhl gelehnt“ angetroffen habe, damit ihn bei seinem Studieren der Schlaf weniger übermannen

möchte, der ihn sonst, hätte er in einem warmen Zimmer gesessen, bezwungen hätte. Zudem wurde Zwingli gerade in solchen Nächten oft von seinen starken Kopfschmerzen geplagt, so daß es schon einen unbeugbaren Willen brauchte, um nicht dem persönlichen Wohlergehen vor aller drängenden Arbeit nachzugeben. In solchen Zeiten wurde ihm das persönliche Gebet noch wichtiger. Wie oft steht am Ende seiner Briefe die Bitte: „Lasset uns füreinander beten – mit treuem Beten werden wir alles überwinden!“

Um in Zukunft nicht allein so große Last tragen zu müssen, hatte Zwingli schon 1525 damit begonnen, das Großmünster-Stift zu einer theologischen Lehranstalt umzugestalten. Nicht Halbbildung, wie er sie bei den Täufern erlebt hatte, wollte Zwingli erreichen, sondern gründlichste theologische Ausbildung. Denn das hatte er gerade aus seinem Streit mit den Täufern gelernt, die ja zu seinen schwersten Gegnern geworden waren, daß jede Halbbildung gefährlicher ist als Unwissenheit.

Dabei blieb Zwingli trotz aller äußeren Erfolge und Leistungen ein bescheidener Mann. Wie wenig er auf seinen äußeren Ruhm bedacht war, ersehen wir schon aus der Tatsache, daß wir fast kein einziges rechtes Bild von ihm haben, von dem wir mit Bestimmtheit wissen, daß es bereits zu seinen Lebzeiten angefertigt wurde. Erst nach seinem Tode wurde dies anders; doch waren dann die Künstler auf ihr eigenes Gedächtnis angewiesen. Der St. Galler Zeitgenosse und Chronist Zwinglis beschreibt ihn folgendermaßen: „Er war nach Leibesform eine schöne, tapfere Person, mittelgroß, sein Angesicht freundlich und rotfarben.“ Auch seine Feinde hatten ihn den „roten Uli“ geheißt, indem sie auf den Spitznamen eines damaligen Übeltäters anspielten. Doch auch das erste Bild, das wir über Zwingli besitzen, zeigt eine auffallend verfärbte Nase. Alltags wie sonntags bewegte er sich in dem dunklen Gelehrtenmantel, den er auch auf der Kanzel trug, während er früher im Gottesdienst die katholischen

Meßgewänder getragen hatte. Einfach und schlicht, ohne jegliches Gepränge sehen wir ihn als Priester des Herrn, der darum wußte, daß Jesus Christus der Allerärmste geworden war, um uns in seiner Armut reich zu machen. Darum wurde Zwingli auch ein Feind des übermäßigen kostbaren Kirchenschmucks, weil er darin die Macht der katholischen Kirche und des Papstes in Rom verkörpert sah, aber nicht mehr die einladende, schlichte Armut des Heilands der Welt wiederfand.

Hatte der junge Zwingli als Beobachter die mörderische Schlacht bei Marignano miterlebt, und hatte er selbst 1529 zum Krieg aufgerufen, so blieb es ihm nur zwei Jahre später nicht erspart, Pläne als Feldherr zu machen und durchzuführen. 1529 freilich war alles einfach gewesen. Damals hatte er dreißigtausend evangelische Streiter zur Verfügung, denen ohnmächtig und wenig gerüstet nur neuntausend Katholiken entgegenstanden. Er selber ließ es sich damals nicht nehmen, mit geschulterter Hellebarde hoch zu Roß in den Streit auszuziehen, obwohl der Rat von Zürich es ihm abgeschlagen hatte. Doch ehe es damals zum eigentlichen Kampf gekommen war, da war schon der Friede geschlossen. Zwingli in seinem Weitblick wußte, daß hier eine Gelegenheit vertan worden war, die man niemals mehr gutmachen konnte. Voller Bitterkeit und fast in prophetischer Schau wandte er sich damals an seinen alten Bekannten, den Glarner Landammann Hans Aebli, der für diesen vorschnellen Friedensschluß hauptsächlich verantwortlich gewesen war: „Gevatter Ammann, du wirst das noch einmal vor Gott verantworten müssen. Weißt: solange die Feinde im Sack sind und ungerüstet, geben sie gute Worte. Hernach aber, wenn sie gerüstet sind, werden sie uns nicht schonen, und dann wird niemand Frieden machen.“ Er sollte leider recht behalten.

Es kam das Jahr 1531 heran. Wieder einmal erschien es Zwingli notwendig, um des Glaubens willen mit einem Heer in den Krieg zu ziehen. Noch immer schwebte ihm das Bild einer „gemeinen Christenheit“ vor Augen, und

auch dann würde dieses Bild Wirklichkeit werden, wenn sich nicht die ganze Eidgenossenschaft daran beteiligte.

Wie aber konnte Zwingli das Ziel einer antihabsburgischen Weltliga erreichen, an der die deutschen Fürsten und Städte, Frankreich, Venedig, ja selbst Dänemark und England, Böhmen, Ungarn und der Türke Anteil hatten, wenn er nicht als mutiger Vorkämpfer für diese politische Idee auch mit in den Streit zog, um sie zu verwirklichen?

Der Anlaß, warum Zwingli 1531 erneut ein Heer anbieten ließ, war eigentlich ein ganz geringfügiger, wobei seine Vorstellung, jetzt in den Krieg ziehen zu müssen, nicht ganz der Wirklichkeit entsprach. Doch er konnte die Niederlage von 1529 schwer vergessen, wo ihm durch den schnellen Friedensschluß der schon so gut wie sichere Erfolg aus den Händen gewunden wurde. So ging es ihm eigentlich weniger um den Anlaß, einen Krieg führen zu müssen, als vielmehr darum, einen vorbeugenden Angriffskrieg gegen das katholische Österreich zu führen. Daher wandte er sich schriftlich an alle die Orte und Persönlichkeiten, von denen er für seinen Plan Hilfe erhoffte, und ein erstes Aufgebot von tausend Mann machte sich von Zürich aus auf den Marsch zum Comer See.

Allein die ganze Angelegenheit wurde zu einer vollständigen Enttäuschung für Zwingli. Mit Ausnahme des Landgrafen Philipp von Hessen erhielt Zwingli von allen Städten eine Absage, teils aus gewichtigen, teils aus durchsichtigen und fadenscheinigen Gründen. Mehr noch: die schweizerischen Orte, die dem Evangelium ergeben waren, fanden sich nicht bereit, gegen die katholischen fünf Orte aufzutreten, die sich erneut in ein Bündnis mit Österreich eingelassen hatten. Ja, selbst als Zwingli den Zürchern und den anderen evangelischen Orten vorschlug, durch eine rigorose Sperre von Korn, Salz, Wein, Stahl und Eisen die katholischen Orte zu schädigen, da wurde dieser Vorschlag nicht nur von den anderen vertretenen Ortschaften, sondern auch von vielen Zürchern selbst ab-

gelehnt. Dennoch ließ Zwingli diese Sperre im Mai 1531 beginnen.

Hier erleben wir nun zum ersten Mal, daß Zwingli in seiner Stellung, die er freiwillig übernommen hatte, unsicher wurde. Sonst hatte für ihn das Wort gegolten, daß er „für Zürich Bürgermeister, Schreiber und Rat in einer Person gewesen“ sei. Ja, man nannte ihn „Bischof des ganzen Vaterlandes und Auge des Herrn“, mehr noch: „Wächter nicht nur des Vaterlandes, sondern des ganzen christlichen Gemeinwesens“.

Nun aber war diese seine Stellung zum ersten Mal erschüttert. Am 26. Juli 1531 war Zwingli bereit, das Amt, das ihm übertragen worden war, wieder in die Hand des Rates und der Bürgerschaft zurückzugeben. Doch niemand dachte daran, ihm diese Bürde abzunehmen. Vielmehr beeilte man sich, ihn allseitigen Vertrauens zu versichern, und eine feierliche, würdevolle Abordnung in Gestalt des Bürgermeisters, Oberzunftmeisters und etlicher Ratsherren von Zürich ermunterte ihn, sein schweres Amt weiterhin auszuüben, wozu er dann auch ohne weiteres bereit war. Aber dennoch blieb sein Ansehen in bestimmter Weise erschüttert. Doch nahm er auch diese Demütigung aus Gottes Hand und versuchte, im Gebet noch mehr Gottes Willen zu erfahren und gehorsam zu bleiben.

Die Gütersperre gegen die fünf Orte blieb nicht ohne Folgen. Wohl besaß man keine genauen Berichte, doch erfuhr man, daß die fünf Orte eine Streitmacht versammelten, und daß es wohl nur eine Frage der Zeit wäre, wann man Zürich den Krieg erklären würde. Erst als es zur Gewißheit wurde, daß an der Zuger Grenze der Feind sein Heer aufmarschieren ließ, wurde am 10. Oktober 1531 die erste streitbare Schar von zwölfhundert Mann als Vorhut von Zürich ausgesandt, um im Lande zu erkunden, wieweit der Feind seine Vorbereitungen getroffen hätte. Aber wie kläglich war es um diese Streitschar bestellt! Ihr Führer war ein Mann, dessen Familie offen

für das „Reislaufen“ eingetreten war. Mehr noch: sein eigener Bruder diente auf der Seite des Feindes, und ohnehin war er selber nicht mit ganzem Herzen bei der Sache, die er nun auszuführen hatte. Kaum anders war es um das Hauptheer bestellt. Dort fehlte es an der notwendigen straffen Zucht und Ordnung. Auch waren es längst nicht so viele Bewaffnete, wie man ursprünglich erhofft hatte. Zwar konnte Zürich eine Militärmacht von zwölftausend Mann aufstellen, doch waren es dieses Mal weniger als tausend Mann, die als Hauptmacht dem Banner auf das Schlachtfeld folgten. „Solange als die Stadt Zürich gestanden, ist man nie so schlechtlich und elendiglich mit dem Stadtbanner ausgezogen.“ Dazu fehlte auch noch eine große Zahl von Pferden; denn ohne sie waren die Geschütze nicht einsetzbar.

Wie sollte es bei einem solchen Kriegsbeginnen zu einem guten Ende kommen? Wie ganz anders hatten die Chancen der Zürcher doch 1529 ausgesehen, als der Feind sich dem zürcherischen Heer ohnmächtig gegenüber sah! Nun aber hatten sich die Verhältnisse gewandelt. Die fünf Städte waren wohlgerüstet, und was noch wichtiger war, sie waren untereinander einig. „Sy sind all eins, daß sind wir nüt“, hatte ein Zürcher Sprecher die Verhältnisse vor der Begegnung auf dem Schlachtfeld beurteilt, wohl zu Recht. Waren sich die fünf Orte vorher noch nicht ganz einig gewesen, so waren sie es jetzt durch die von Zwingli angestrebte Gütersperre geworden.

Kaum hatte diese Zürcher Vorhut die Stadt verlassen, da trat Zwingli mit dem obersten Hauptmann Lavater und einigen Offizieren zur Beratung zusammen. Es wurde das Sturmläuten — die große Mobilisation — beschlossen, doch waren Soldaten und Offiziere inzwischen des Kriegsführens müde geworden; denn in den Jahren 1524 bis 1531 hatte man nicht weniger als einundzwanzigmal zur kleineren oder größeren Mobilmachung aufgerufen. Da zudem auch noch der Sold eine Kürzung erfahren hatte, war die Neigung bei Offizieren und Mannschaft nicht

größer geworden, für das Evangelium das Leben einzusetzen. So verging fast ein ganzer Tag, ehe Zürich vollkommen kampfbereit war.

Auch Zwingli zog dieses Mal wieder mit in den Streit. Wir wissen aber nicht einmal ganz genau, ob er als Feldprediger mitzog, wie er es sonst gewohnt und wie es von alters her für den Leutpriester und Stadtpfarrer Brauch war, oder ob er selber mitkämpfte. Wohlgerüstet zog er in die Schlacht, mit Eisenhut, Harnisch und Schwert bewaffnet, hoch zu Pferd; doch im Sattelzeug des Pferdes steckte eine kleine Bibel, die er immer dann gebrauchte, wenn er Gott selber zu sich reden lassen wollte.

Das Ende dieses Auszuges Zwinglis ist schnell erzählt. Zunächst ließ sich der Kampf für die Zürcher günstig an; denn in dem einleitenden Artillerieduell waren sie überlegen. Doch die Übermacht der Feinde wurde ihnen zum Verhängnis. Während die Feinde achttausend Mann zählten, betrug die Zahl des Zürcher Heeres, das inzwischen durch Verstärkung angewachsen war, höchstens zweitausendfünfhundert Mann. Noch immer hoffte der oberste Hauptmann auf weitere Verstärkung. Doch sie kam nicht. Hinzu kam, daß der Feind die ungeschützte Flanke der Zürcher bedrängte, so daß ein entsetzliches Gemetzel anhub. Da fiel inmitten einer ganzen Reihe von Offizieren auch der Zürcher Bannerherr. Neben ihm starben biedere und brave Handwerker, Bauern und alle möglichen anderen Leute. Der Tod machte keinen Unterschied mehr. An der Spitze der Gefallenenliste aber lesen wir den Namen „Magister Ulrich Zwingli“, und neben seinem Namen finden wir noch die von vielen anderen Geistlichen.

Wir wissen nichts Genaues über den Tod Zwinglis. Alle die Kampffesschilderungen, die wir darüber lesen, lassen uns allzusehr an die ruhmreiche und phantasievolle Ausschmückung einer späteren Zeit denken. So heißt es unter anderem, daß Zwingli sich mit in die vorderste Reihe geworfen habe, daß er zuerst ins Bein getroffen

wurde und niederfiel, aber wieder aufstand. Danach hätte er einen zweiten Schlag auf den Oberschenkel erhalten, so daß Blut floß, aber er hätte sich dadurch in seinem Kampf nicht aufhalten lassen. Erst als ihm einer der feindlichen Soldaten einen Hieb auf den Eisenhut versetzte, sei er zu Boden gefallen und liegengeblieben. Sein letztes Wort sei gewesen: „Den Leib können sie töten, die Seele nicht.“

Eines steht jedoch fest: daß Zwingli in ehrlichem Kampf gefallen ist. Das berichtete auch zwölf Tage nach der Schlacht Martin Butzer: „Als Zwingli die Seinen in Gefahr sah, sprang er in die zweite Reihe vor und ist dort tapfer gestorben.“ An anderer Stelle heißt es, man habe ihn abends nach der Schlacht inmitten der vielen Verwundeten und Toten gefunden, ohne ihn gleich zu erkennen. Ein Hauptmann aus Unterwalden habe dann sein Schwert gezogen, um dem Schwerverwundeten den Gnadenstoß zu geben. Erst am Morgen habe man Zwingli erkannt, und wen man da bei Nacht getötet hätte. Da hätte man den Leib verbrannt und die Asche in alle vier Winde zerstreut. Doch bevor der Scharfrichter diese seine letzte Pflicht an dem in den Augen der Feinde verhaßten Ketzer ausführen durfte, sprach ein in der Nähe weilender Priester, der Zwingli von Zürich her gut gekannt hatte, dem tapfer gefallenen Glaubenshelden dieses letzte Wort: „Wer du auch des Glaubens halben gewesen, so weiß ich doch, daß du ein redlicher Eidgenosse gewesen bist.“

Groß war die Trauer auf seiten der Evangelischen, als Zwinglis Tod bekannt wurde. Aber noch größer war die Trauer in Zürich bei den Seinen. Denn auch Zwingli stand einer eigenen Familie vor. Im Jahre 1524 hatte er die Witwe Anna Reinhard zum Altar geführt, nachdem er sich schon zuvor 1522 heimlich mit ihr vermählt hatte. Mit eigener Hand hatte er danach jeweils die Namen seiner Kinder in die griechische Bibel eingetragen. 1524 war ihm eine Tochter Regula geboren worden, 1526 ein Sohn Wilhelm, 1528 Huldrych und 1530 Anna. Nun aber

stand seine Witwe mit den Kindern allein. Sie hatte viel verloren. Nicht nur der Gatte war ihr in dieser Schlacht durch den Tod genommen, sondern auch ein Sohn, ein Bruder, ein Schwager und ein Schwiegersohn. Doch ihr Schmerz wurde in dem Gedanken gemildert, daß Gott sie ausersehen hatte, die Lebensgefährtin des Mannes zu werden, der unermüdlich, ja bis in den Tod dafür eingetreten war, Gottes Wort zum Siege zu verhelfen. Gottes Wort hatte Zwingli zum Reformator werden lassen. Gottes Wort würde nun auch seine Witwe trösten. Wie fein hat jener unbekannte Dichter Zwingli verstanden, wenn er die Trauer seiner Witwe in einem Lied beschreibt und sie im letzten Vers sagen läßt:

Komm du, o Buoch! Du warst sin Hort,
sin Trost in allem Übel.
Ward er verfolgt mit That und Wort,
so griff er nach der Bibel,
fand Hilf' bey ihr; Herr, zeig ouch mir
die Hilf' in Jesu Namen!
Gib Muoth und Stärk' zum schweren Werk
dem schwachen Wybe! Amen.

Literaturverzeichnis

- Oskar Farner*: Huldrych Zwingli. Seine Jugend, Schulzeit und Studentenjahre. Zürich 1943.
- Oskar Farner*: Huldrych Zwingli. Seine Entwicklung zum Reformator. Zürich 1946.
- Oskar Farner*: Huldrych Zwingli. Seine Verkündigung und ihre ersten Früchte. Zürich 1954.
- Walther Köhler*: Das Buch der Reformation Huldrych Zwinglis. München 1931.
- Walther Köhler*: Huldrych Zwingli. Leipzig 1943.
- J. C. Mörikofer*: Ulrich Zwingli. 2 Bände. Leipzig 1867 und 1869.
- Rudolf Staehlin*: Huldreich Zwingli. Sein Leben und Wirken. 2 Bände. Basel 1895 und 1897.

Geschichtliche Erzählungen von Ernst Schreiner

Die Meistergeige

5. Auflage. 222 Seiten. Ganzleinen DM 7,50

Schreiner hat in eifrigem Quellenstudium den Grund zu diesem Buch gelegt. Eine zarte Liebesgeschichte, die zugleich die Geschichte des Glaubens der beiden jungen Menschen wird, belebt die Nacherzählung der geschichtlichen Tatsachen. Wir erhalten eine eingehende Schilderung der geistigen, politischen und künstlerischen Umwelt Savonarolas und erleben die wichtigsten Stationen auf dem Wege dieses frühen – und menschlich gesehen „gescheiterten“ – Kämpfers für eine Reformation an Haupt und Gliedern. („Jugend unter dem Wort“)

Die Harfe der Hugenottin

5. Auflage. 244 Seiten. Ganzleinen DM 7,50

Die Erzählung spielt zur Zeit Karls IX., einer Zeit, in der die Hugenotten furchtbare Verfolgungen zu erleiden hatten. Es ist packend und erschütternd geschildert, wie diese Menschen um ihren Glauben kämpfen und leiden, wie die junge Heldin, eine Harfenspielerin, treu bis in den Tod in der schrecklichen Bartholomäusnacht von ihrem Christenglauben zeugt. Neben ihr eine tapfere Rittergestalt, um die Königstreue kämpfend, die aber in der Bartholomäusnacht ein Ende finden muß.

BRUNNEN-VERLAG GMBH · GIESSEN/BASEL

Hans Bruns

Begegnungen mit Christus

Zeugnisse von Menschen unserer Tage

4., erweiterte Auflage, 192 Seiten. Halbleinen DM 5,80

Inhaltsverzeichnis:

- Pastor Hans Bruns: Mein Weg zu Christus.
Inspektor W. Fleck: Jesus genügt mir.
Magister Hellmut Frey: Klare Führung durch Christus.
Direktor Arno Haun: Der lebendige Christus übernimmt die Führung meines Lebens.
Obering. a. D. Hennes: Froh in Christus.
Major a. D. Krueger: Aus anerzogener Frömmigkeit zum lebendigen Christusglauben.
Kaufmann K. Martenstein: Christuserleben in Spanien.
Schwester Gertrud Mehl: Kunstreiterin oder Diakonisse?
Dr. Alo Münch †: Fußspuren Gottes in meinem Leben.
Pastor Erwin Paehl: Vom Atheismus zu Christus.
Schriftsteller Hans Pförtner †: Vom gegenwärtigen Christus in meinem Leben.
Rittergutsbesitzer von Reden: Der Ruf zu Christus mitten im Krieg.
Arthur Richter: Wie Christus mir als modernem Menschen begegnet ist.
Friedrich von der Ropp: Den Sinn des Lebens gab mir Christus.
Dozent Dr. P. Scharpf: Christus auf allen Lebenswegen.
Ellisabeth Tschierske: Durch Christus leiblich und seelisch gesundet.
Pfarrer H. Fuchs: Wie Christus heute zum modernen Menschen kommt.

Daß Christus eine lebendige Wirklichkeit ist, kann man modernen Menschen kaum anders beweisen als dadurch, daß man ihnen erzählt, wie Christus Menschen von heute begegnet ist. Hier sind 17 solcher Zeugnisse zusammengestellt von Menschen, die bis auf zwei noch unter den Lebenden willen. Da steht der Pfarrer neben dem Offizier, der Rittergutsbesitzer neben dem Schriftsteller, der Ingenieur neben dem Lehrer. Und alle wollen sie nichts anderes als zu dem Christus rufen, der auch sie einst in seine Nachfolge gerufen und glücklich gemacht hat.

BRUNNEN-VERLAG GMBH · GIESSEN/BASEL

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

- 1 **Friedrich von Bodelschwingh.** Der Vater d. Bethel-Werkes. Von E. Senf.
- 2 **Wilhelm Busch.** Ein fröhlicher Christ. Von W. Busch.
- 3 **Joh. Christoph Blumhardt.** Ein Zeuge der Wirklichkeit Gottes. Von A. Münch.
- 4 **Carl Hilty.** Jurist, Historiker und Christ. Von F. Seebaß.
- 5 **Samuel Keller.** Gottes Werk u. Werkzeug. Von E. Bunke.
- 6 **Was ich mit Jesus erlebte.** Von M. Wurm von Zink.
- 7/8 **Matth. Claudius.** Der Wandsbecker Bote. Von F. Seebaß.
- 9/10 **Mathilda Wrede.** Die Freundin der Gefangenen und Armen. Von F. Seebaß.
- 11 **Heinrich Jung-Stilling.** Wanderer an Gottes Hand. Von M. Spörlin.
- 12/43 **Paul Gerhardt.** Der Sänger der evang. Christenheit. Von F. Seebaß.
- 14 **Johann Sebastian Bach.** Der Thomaskantor. Von F. Seebaß
- 15 **Eva von Tiele-Wilckler.** Die Mutter der Vereinsamten. Von A. Roth.
- 16/17 **Otto Funcke.** Ein echter Mensch — ein ganzer Christ. Von A. Pagel.
- 18/19 **Toyohiko Kagawa.** Der Samurai Jesu Christi. Von C. H. Kurz.
- 29 **Curt von Knobelsdorff.** Der Herold des Blauen Kreuzes. Von E. Bunke.
- 21 **Henriette von Seckendorff.** Eine Mutter der Kranken und Schwermütigen. Von H. Petri.
- 22/23 **Jakob Gerhard Engels.** Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu. Von A. Pagel.
- 24 **Elias Schrenk.** Der Bahnbrecher der Evangelisation. Von J. Weber.
- 25/26 **Markus Hauser.** Ein Hoffnungsleben. Von A. Jung-Hauser.
- 27/28 **Ludwig Richter.** Künstler und Christ. Von F. Seebaß.
- 29/30 **Ludwig Hofacker.** Gottes Kraft in einem Schwachen. Von A. Pagel.
- 31/32 **Gräfin Waldersee, Tante Hanna, Mutter Fischbach.** Drei Frauen im Dienste Jesu. Von A. Pagel.

Band

- 33/34 **Johann Friedrich Oberlin.** Der Patriarch des Steintals. Von C. H. Kurz.
- 37 **C. H. Spurgeon.** Prediger von Gottes Gnade. Von E. Bunke.
- 38 **Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums.** Von W. Michaelis.
- 39 **Johann Heinrich Pestalozzi.** Mensch, Christ, Bürger, Erzieher. Von O. Eberhard.
- 40 **J. Hudson Taylor.** Sein Werk und seine Missionsmethoden. Von F. Rudersdorf.
- 41/42 **Carl Heinrich Rappard.** Ein Zeuge Jesu Christi. Von E. Bunke.
- 43/44 **Hans Nielsen Hauge.** Der Apostel Norwegens. Von A. Hauge.
- 45 **Johann Albrecht Bengel.** Gottesgelehrter und Ewigkeitsmensch. Von G. Geiß.
- 46/47 **Friedrich Braun.** Ein Baumeister Gottes im Schwabenland. Von A. Katterfeld und W. Ilgenstein.
- 48 **Dwight L. Moody.** Vom Kaufmann zum Evangelisten. Von G. Geiß.
- 49/50 **Friedrich Christoph Oetinger.** Denker und Seelsorger. Von F. Seebaß.
- 51/52 **Karl Büchsel.** Aus den Erinnerungen eines Landgeistlichen. Von F. Seebaß.
- 53/54 **Peter Weber.** Was eine kleine Kraft vermag. Von J. Weber.
- 55/56 **Minna Popken.** Eine Ärztin unter Christus. Von H. Bruns.
- 57/58 **Ernst Modersohn.** Ein auserwähltes Werkzeug Gottes. Von H. Bruns.
- 59/60 **Alfred Christlieb.** Beter und Schriftforscher. Von A. Pagel.
- 62/63 **Der alte Rahlenbeck, Ohm Michel, Vater Wirths.** Wie Gott Originale formt. Von A. Pagel.
- 64/65 **Traugott Hahn.** Ein Märtyrer der baltischen Kirche. Von E. Thomson.
- 66/67 **Johannes Wesley.** Der Vater der methodistischen Erweckungsbeweg. Von J. Roessle.
- 68 **Georg Müller.** Ein weltweiter Gotteszeuge. Von C. H. Kurz.
- 69 **Alexander Vömel.** Ein Leben unter Gottes Führung. Von A. Stucki.

(Fortsetzung auf der 4. Umschlagseite)

Band

- 70 Thomas John Barnardo. Ein Leben unter Niemandskindern. Von C. H. Kurz.
- 71 Johann Georg Hamann. Ein Prediger in der Wüste. Von H. Steege.
- 72/73 Joseph Simsa. Ein Baumeister am Tempel Gottes. Von E. Fischer-Lindner.
- 74/75 Jakob Vetter. Der Gründer d. Zeitmission. Von H. Bruns.
- 76 Johann Heinrich Volkening u. die Erweckungsbewegung in Minden-Ravensberg. Von J. Roessle.
- 77/78 Ludwig Nommensen. Kampf und Sieg eines Sumatramissionars. Von W. Landgrebe.
- 79/80 Ernst Gottlieb Woltersdorf, Friedrich Traub. Zwei Frühvollendete. Von A. Pagel.
- 81/82 Philipp Jakob Spener. Ein Reformator nach der Reformation. Von H. Bruns.
- 83 Pandita Ramabal. Eine indische Christusjüngerin. Von H. Bruns.
- 84/85 Nicolaus Ludwig Zinzendorf. Bruder unter Brüdern. Von C. H. Kurz.
- 86 Johannes Seitz. Ein Kunder apostolischer Geisteskräfte. Von J. Weber.
- 87/88 Amalie Sieveking. Dienerin Jesu an Armen u. Kranken. Von W. Herbst.
- 89/90 Johann Arndt. Der Kämpfer für das wahre Christentum. Von F. Seebaß.
- 91 Eduard Graf von Pückler. Ein Ritter Gottes. Von F. Schmidt-König.
- 92/93 Fritz Binde. Ein Evangelist von Gottes Gnaden. Von E. Decker.
- 94/95 Gerhard Tersteegen. Ein Leben in der Gegenwart Gottes. Von A. Pagel.
- 96/97 Johann Hinrich Wichern. Der Vater der Inneren Mission. Von E. Bunke.
- 98/99 Bruder Fritz (Fritz Oetzbach). Ein Wunder Gottes. Der Heißdampf - Schmidt (Wilhelm Schmidt). Erfinder u. Christ. Von W. Landgrebe.
- 100
- 101/102 Johannes Goßner. Ein Mann des Glaubens und der Liebe. Von H. Lokies.
- 103/104 Dora Rappard. Die Mutter von St. Chrischona. Von F. Rudersdorf.
- 105/106 Martin Luther. Der Mensch und der Reformator. Von F. Seebaß.
- 107 Johan Hus. Ein Vorkämpfer der Reformation. Von C. H. Kurz.

Band

- 108/109 Am Zarenhof. Von M.M. Korff
- 110/111 John Bunyan. Ein Pilgrim Gottes. Von E. Pätz.
- 112 Hermann Menge. Vom Gymnasialdirektor zum Bibelübersetzer. Von F. Schmidt-König.
- 113/114 Christian Friedrich Spittler. Gründer und Hirte. Von E. Schick.
- 115/116 Gottfried Arnold. Ein Glaubenskämpfer seiner Zeit. Von H. Bruns.
- 117/118 Karl Freiherr vom Stein. Minister und Christ. Von F. Seebaß.
- 119/120 Dietrich Bonhoeffer. Ein Blutzeuge aus jüngster Zeit. Von W. Landgrebe.
- 121/122 Philipp Spitta. Der Sänger von „Psalter und Harfe“. Von K. Hardeland.
- 123/124 Girolamo Savonarola. Ein florentinischer Märtyrer. Von C. H. Kurz.
- 125 Frau Käthe Luther. Die Weggenossin des Reformators. Von F. Schmidt-König.
- 126 Elise Averdieck. Aus dem Leben einer Hundertjährigen. Von K. Hardeland.
- 127/128 Hedwig von Redern. Eine Zeugin durch Lied und Leid. Von A. Roth.
- 129/130 Samuel Gobat. Der Bischof von Jerusalem. Von F. Schick.
- 131/132 Ludwig Harms. Gottes Rufer in der Heide. Von A. Pagel.
- 133 Eberhard von Rothkirch. Ein Vater der deutschen Christlichen Vereine junger Männer. Von G. Zimmermann.
- 134/135 Ernst Moritz Arndt. Deutscher und Christ. Von F. Seebaß.
- 136 Johann Heermann. Der schlesische Hiob. Von R. Irmner.
- 137/138 Adolf Stoecker. Ein Kämpfer für Kirche und Volk. Von E. Bunke.
- 139/140 Johannes Calvin. Wortführer des Protestantismus. Von G. Gloede.
- 141/142 Wilhelm Löhe. Ein Zeuge lebendiger lutherischer Kirche. Von Th. Schober.
- 143 Ulrich Zwingli. Politiker und Reformator. Von H.R. Flachsmeier.
- 144/145 August Hermann Francke. Der Mann des Glaubens und der Liebe. Von E. Bunke.